Oekonomische
Abhandlungen.

Von

F. C. Medicus,

Churpfalzbaierischem Regierungsrathe, ordentlichem Mitgliede der Churbaierischen Akademie der Wissenschaften :c.

Zweytes Bändchen.

Leipzig, 1805.
bey Heinrich Gräff.

I. Ueber die blos praktischen Beispiele.

Es giebt gewisse Wahrheiten, die, unter dem gehörigen Gesichtspunkte betrachtet, beinahe keines Widerspruches fähig sind, und denen man dennoch im gemeinen Leben durch die Ausübung täglich widerspricht. Die Landwirthschaft ist ein trauriges Beispiel davon. Jedermann ist überzeuget, daß nur Jener in seinen Unternehmungen glücklich seyn könne, der nach ächten und wohlgeprüften Grundsätzen handelt; ferner, daß man unkundigen Leuten die ächten Grundsätze zuerst beibringen müsse, bevor man sie zur Ausübung aufmuntern dürfe. Aber in der Landwirthschaft will man nur Ausübung. Man lächelt über Jene, die sich guter Grundsätze befleißigen, ehe sie sich selbst an die Ausübung wagen. Die tollen Projektenmacher, und Jene, die gesunde Grundsätze erlernet ha-

ven, setzet man in eine Klasse; und der größte Haufe will, man soll nur durch Versuche, nur durch Beispiele lehren. Alle übrigen wissenschaftlichen Prüfungen sind in ihren Augen verlorne Mühe, die gar nichts nutzen können, im Gegentheile noch Schaden stiften sollen.

Es muß Niemand den Werth der Beispiele stärker, als ich, empfinden. Selbst in unsern gesellschaftlichen Unternehmungen war es aller Mitglieder erster und vorzüglichster Wunsch, durch Beispiele ihren Mitbürgern zu nutzen. Aber sie, die Mitglieder selbst, bemüheten sich zuvor ächter Grundsätze; und erst hernach suchten sie das Nüzliche dieser Grundsätze durch die Ausübung auch Jenen auffallend zu machen, die nur durch die Augen, und nicht durch Vernunftschlüsse können überzeuget werden. Aber wie der größte Theil des Publikums will, blos durch Beispiele zu lehren, dieß ist ein unmögliches Verlangen; und mir sind die blos praktischen Landwirthe eben so lächerlich, als die blos theoretischen Ackerphilosophen. Beide verfehlen ihres Endzweckes, ja sie müssen ihn verfehlen; Sätze, deren Richtigkeit ich durch Bei-

spiele beweisen will, weil man diesen Herren nicht anders beikommen kann.

Zuerst will ich zeigen, daß diese Beispiele allein nicht hinreichen, die bisherige schlechte Bauart der Güter abzuändern, und eine bessere einzuführen, wofern das Vortheilhafte derselben vorher wissenschaftlich bewiesen, und Jeder durch ächte Grundsätze überzeuget worden, daß diese Bauart nüzlicher und vorträglicher als die andere sey.

Mein erstes Beispiel sollen unsere Menonisten seyn. Diese Männer haben schon seit langen Jahren viele von jenen Sätzen praktisch ausgeübt, die man heut zu Tage so fleißig empfiehlt. Jedermann lobete diese verfolgten, und gleichwohl so nüzlichen Bürger des Staates wegen ihrem einträglichen Ackerbaue. Man bemühete sich, seine Güter an Menonisten zu verpachten, weil man alsdann des Pachtgeldes, und der Verbesserung der Güter zugleich versichert war; da hingegen das Gut und der Pachter verdarben, wenn man dasselbe an Bauern verlehnte, ja das Pachtgeld selten gehörig, und ohne Prozeß abgeführet wurde.

Jedermann gab also den Menonisten in Betracht des Ackerbaues vor unsern Bauern den Vorzug; selbst unsere Bauern konnten es nicht läugnen, daß der Acker eines Menonisten auf der ganzen Gemarkung zu seinem Vortheile sich auszeichne. Deßwegen hat man doch keine Erfahrung, daß der Bauer durch so hell in die Augen leuchtende Beispiele seine alte großväterliche Banart abgeändert, und die einträglichere, und unter ihren Augen schon so viele Jahre ausgeübte Bauart der Menonisten nachgeahmet hätte. Warum? die verfolgten Menonisten sahen wohl, daß eben diese ihre Kenntniße noch ein Mittel ihrer Duldung seyen. Sie machten ein Geheimniß daraus, waren verschwiegen, erklärten Niemand die Gründe ihres Verfahrens, sondern bemühten sich nur, solche im Stillen auszuüben. Dem Bauern, dessen Erziehung gar nicht so beschaffen ist, daß er aus vielen Erfahrungen die Ursachen und Grundsätze sich selbst entwickeln könnte, waren alle diese so lange schon bemerkten Beispiele so gut, als hätte er sie nie gesehen. Er suchte das Glück des Menonisten bald in seinem

Reichthume, bald in der wechselseitigen Hilfe, wodurch Einer den Andern unterstützet, und vermöge welcher sie alles besser zwingen könnten, als sie; bald in dem bessern Boden, den des Menonisten Acker hatte; bald in andern Nebenursachen. Daß ihre starke Viehzucht, ihre Stallfütterung, ihr Futterbau, und der daher fließende viele Dung, womit sie jährlich ihre Aecker bereicherten, die wahre Ursache sey, dieß fiel ihnen gar nicht ein; noch viel weniger, daß das sonst bekränkende, und den Regeln der Menschheit schnurstraks zuwider seyende Verbot des Güterankaufes, wenigstens ohne Vorbehalt eines langwierigen Auslösungsrechtes, sie vor der Vielheit der Aecker bewahrte; und sie vermochte, auf ihre wenigen Güter desto mehr Fleiß und Nachdenken zu verwenden. Der gepreßte Menonist wurde daher in einem Dorfe reich und wohlhabend, während der Zeit seine Nachbarn, die mehr begünstigten Bauern, entweder in ihrem ersten Vermögens-Zustande blieben, oder gar verdarben.

Mein zweites Beispiel sey die Stallfütterung. Ohngeachtet wir in Kurpfalz so viele

Ortschaften haben, die wegen Mangel an Weide kein Vieh das ganze Jahr austreiben können, und also seit undenklichen Jahren Stallfütterung haben: so waren dennoch diese Erfahrungen außer dem Dorfe, wo sie ausgeübt wurden, so unbekannt, daß man über die Möglichkeit der Stallfütterung heftig stritt, und der größte Theil behauptete, es sey bei dem Bauern schlechterdings unmöglich, den Weidgang abzuschaffen, und die Stallfütterung dagegen einzuführen. Ja, nachdem ich schon die Beispiele gesammelt, und solche öffentlich (Bemerkungen vom Jahre 1772. S. 224 — 284. s. 1tes Bändch. S. 181.) bekannt gemacht hatte: so wollte man lieber an der Wahrheit der Sache selbst zweifeln, als von der Möglichkeit der Sache sich überzeugen. Was haben denn alle die so häufigen Beispiele von Stallfütterung ehemals genuzt? Wer ist dadurch klüger und aufmerksamer geworden? Nicht einmal das benachbarte Dorf, wofern es nur Weidegang hatte, wurde dadurch klüger, sondern es fuhr fort, sein Melk- und Zugvieh zu seinem unsäglichen Schaden, nach wie vor, aus dem Stalle

auf den Weiden, ja oft gar auf verödeten Plätzen, herumzutreiben, und den Dung, die Seele des Ackerbaues, zu verschlendern, den Schaden am Viehe selbst ganz unberechnet.

Mein drittes Beispiel soll der Kleebau seyn. Ohngeachtet verschiedene Oberämter in Kurpfalz denselben schon einige Zeit zu ihrem wahren Vortheile bauen: so mußte man doch hören, der Kleebau gieng in andern Oberämtern nicht an; der Boden, der Himmelsstrich, und was weiß ich, wären ihm da zuwider. Man besäete lieber seinen Acker mit Haber, verlor die edle Zeit, verdarb das Ackergeschirr und das Zugvieh; mergelte lieber den Boden gänzlich aus, und machte ihn zu künftigen Erndten ganz unfähig, ehe man sich durch so glänzende Beispiele hätte aufmuntern lassen, den Kleebau nur zu versuchen. Kam der Bauer in ein Dorf, wo Kleebau war, da fiel es ihm nicht ein, durch ein solch Beispiel zur Nachfolge gereizt zu werden. Nein, er gieng nach Hause, und bauete sein Feld nach seiner Eltern Weise.

Ein anderes Beispiel sey die Brache. Ohngeachtet wir in Kurpfalz mehrere Dorfschaften haben, die wegen ihrer kleinen Gemarkung ihre Felder ein Jahr wie das andere bauen, und nie brachen: so glaubt doch der größte Theil von Bauern, es sey ohne Brache ein guter Ackerbau schlechterdings unmöglich. Sie sind nicht im Stande, einzusehen, daß ein Bauer, der wenige Aecker hat, dieselben besser düngen könne; daß dadurch der Acker in wenigen Jahren sich bereichere, und nächstdem jährlich reiche Erndten abwerfen könne, wenn er auf diese Art unterhalten wird, ohne nur einen Augenblick ruhen zu dürfen. Sie sehen nicht ein, daß ihr Eingeständniß von der Nothwendigkeit der Brache ein lautes und öffentliches Bekenntniß von ihrer Ueberladung mit Aeckern, und von dem Mangel an Einwohnern in ihrem Dorfe sey; nein, sie behaupten ganz dreiste, der Acker müsse auch seine Ruhe haben, und ohne dieselbe könne er in Zukunft keine Erndten mehr abwerfen. Was helfen also diesen Bauern jene Beispiele von Ortschaften, deren Aecker ohne alle Ruhe schon Jahrhunderte reichliche Ernd-

ten abwerfen? Sie bleiben bei ihrer Brache, und ihr Acker muß seine Ruhe haben. Dieß wissen sie aus vielen Erfahrungen, von ihrem Großvater, von ihrem Vater, und aus eigener Beobachtung.

Ein merkwürdiges Exempel, wie wenig Beispiele allein nutzen, soll die Gegend um Mannheim seyn. Die Dörfer Seckenheim, Neckerau, Friedrichsfeld und Feudenheim führen schon lange Jahre den Dung zur Stadt Mannheim hinaus. Die Bauern haben da mit den Stallleuten der Herrschaft einen monatlichen Akkord, und bezahlen den Dung, wie ich aus der Erfahrung weiß, sehr theuer. Dadurch, daß die Aecker dieser Dörfer theils durch erkauften, theils durch eigenen Dung wohl im Stande erhalten werden, sind sie fruchtbar, und daher auch theuer im Preise. Der Morgen kostet zwischen dreihundert bis achthundert Gulden daselbst; der Bauer bauet da reichlich Reps und Tabak, er ist wohlstehend, und man trift hier sehr reiche Bauern an, wie dieß Jedermann bekannt ist. Wären Beispiele allein hinlänglich, so würden die Bauern auf der an-

dern Seite der Stadt, die nicht einmal so weit wie die Seckenheimer ꝛc. entfernt sind, sich dadurch belehren lassen, und ihrem Beispiele schon längst gefolgt seyn. Aber den Mundenheimern, den Maudachern, den Oggersheimern ist es vor drei Jahren noch nicht eingefallen, einen Wagen Dung in der Stadt zu kaufen; im Gegentheile hatten sie ihr herzliches Gespötte darüber, als vor einigen Jahren Seine Excellenz der Freiherr von Zedtwitz auf Ihr neu erkauftes adeliches Gut zu Mundenheim Dung aus der Stadt führen, und das im höchsten Grade ausgezehrte Feld damit düngen ließen. Und Jedermann weissagete dem Herrn Regierungsrathe von Maubisson, und dem Herrn Gugenmus das schnelleste Verderben, als sie auf ihr neu erkauftes gänzlich ausgemergeltes Landgut zu Maudach viele hundert Wägen voll Dung hintereinander führen, und eine Stallfütterung von mehr als sechzig Stück Viehes gleich anfangen sahen. Denn sie behaupteten ganz dreiste, daß dieß bei ihnen nicht angienge, und daß ihr Feld, so sie ebenfalls für einen todten Sand hielten, (s. Allgem. deutsche Bibliothek. 24. B.

1. St. S. 268.) diesen großen Aufwand nicht ertragen könnte, ohngeachtet einige Jahre Geduld sie von dem Irrigen ihrer Meinung würde beschämend überführt haben. Die Bauern dieser Ortschaften sind nun alle sehr arm und dürftig; den Morgen Acker kann man da von fünfzig bis zu hundert und fünfzig Gulden erkaufen; und es giebt Aecker genug daselbst, die bei Menschen-Gedenken keinen Dung gesehen haben. Würden Beispiele allein hinlänglich seyn, so würden diese Bauern von Maudach, Mundenheim, Oggersheim rc. schon längst ihren Nachbarn diesseits des Rheines nachgefolgt seyn, und durch Erkaufung des Dunges in der Stadt ihren Acker und sich selbst bereichert haben. Aber so blieben sie bei ihrer alten Sitte, lebten kümmerlich und dürftig, glaubten ganz in Ruhe, so etwas gienge bei ihnen nicht an, und verhöhnten jene rechtschaffenen Biedermänner noch dazu, die mit eigenem Beispiele eine nüzlichere Bauart ihnen lehren wollten.

Dergleichen Geschichten könnte ich noch mehrere anführen, die da klar beweisen würden, daß auch die allerglänzendsten Beispiele allein

nicht hinreichend sind, den Landmann, ja sogar noch andere, die sich höherer Einsichten berühmen, aus ihrer Schlafsucht zu erwecken, wofern es nicht zugleich Männer giebt, die Grundsätze und Fähigkeiten besitzen, die Ursachen und Triebfedern dieser Handlungen zu entwickeln, und das Nüzliche derselben klar darzuthun. Auch der Bauer will seine Grundsätze haben. Und wenn man nicht im Stande ist, ihm seine Einwürfe zu widerlegen und zu heben: so kann man getrost darauf rechnen, daß weder Befehle noch Beispiele ihn lenken werden. Er bleibt bei seiner alten Weise, und glaubt bei dem auffallendsten Beispiele, daß die bösen Folgen desselben sich erst mit der Zeit entwickeln würden.

Selbst auch denn, wenn der Bauer wirklich einem Beispiele folgt: so macht er es, wie alle blinde Nachahmer, auf eine so unvollkommene Art, daß selten der wahre Nutzen erreicht wird. In den Orten, wo der Klee gebauet wird, ahmet zwar ein Bauer dem Andern nach; aber so weit ist noch keiner gekommen, daß er das wahre Verhältniß zwischen

seinem Ackerbaue und Futterbaue zu treffen wisse. Hat er etliche Aeckerchen Klee, so glaubt er wunder, was er gethan habe, daß er diese seinem Korn- und Haberbaue entrissen; den dritten Theil seiner Güter, oder welches noch weit klüger wäre, die Hälfte derselben dem Futterbaue zu widmen, das ist ihm nie eingefallen, und wird ihm auch bei blos praktischen Beispielen nie in den Sinn kommen. Beispiele können daher dem Bauern zwar eine noch unbekannte Fruchtart empfehlen, so daß er ihre Bauart selbst versucht; aber gewöhnlich wird man finden, daß er alsdann entweder im Uebermaaße, oder im Mangel sündige. Ein Bauer des Dorfes z. B. hat vom Tabaksbaue beträchtliche Vortheile verschiedene Jahre gezogen; einige haben es nachgeahmet, und diesen ist es auch zu Glücke geschlagen. Nun fällt jeder Bauer mit Macht darauf, und will auch Tabak bauen; er überlegt aber nicht, daß durch die Menge des angebauten Tabaks dessen Preis fallen, und der gewünschte Vortheil aufhören müsse. So verfällt das eine Dorf blindlings auf den Repsbau, das Andere auf den Flachs-

bau, oder Hanfbau. Ein Anderes opfert alles dem Weinbaue auf. Andere wissen im Grundbierenbaue kein Maas und Ziel zu finden, und so ist mehrentheils das Beispiel, das sie blindlings an der Nase herumführet, ohne daß sie je zum Nachdenken kommen, und das wahre Verhältniß ihres Ackerbaues dadurch erlernen werden, als welches man blos durch Grundsätze, und durch reifliche Ueberschläge einsehen lernet, nie durch eine blinde Nachahmungssucht.

Eben so wenig also blos theoretische Schriften dem Bauern und noch Andern, die sich weit klüger als der Bauer dünken, behagen, und ihnen unbegreifliche Dinge sind, eben so sind blos praktische Beispiele lange nicht dasjenige, was dem Bauern die Augen öffnet, und ihn klüger handeln lernet. Vernünftige Grundsätze müssen mit ächten Erfahrungen gepaart gehen; dieß war von jeher der Weg, auf dem die Wissenschaften sich empor geschwungen, ja dieß wird auch der einzige Weg seyn, die Landwirthschaft aus dem armseligen Gleise herauszuleiten, in dem sie schon Jahrhunderte zum Schaden des

Landesfürsten und jedes Einzelnen herumgetrieben wird. Diejenigen, die also blos auf Erfahrungen dringen, blos Beispiele verlangen, und gar nicht erlauben wollen, daß man darüber vernünftig nachdenke, und über dergleichen Bemühungen spötteln, sie für zeitversplitternd erklären, und ihren Nutzen gar nicht einsehen können; diese geben zu erkennen, daß sie die ersten Regeln der gesunden Vernunft nicht wissen, selbst Ursache haben, das Licht zu scheuen, oder sich sonst genöthiget finden, einen despotischen Glauben zu erheischen.

Hier wäre es vielleicht die erwünschteste Gelegenheit, Jedermann ganz klar zu zeigen, wie sehr es der Nutzen und das Staatsinteresse erfoderte, daß man Männer von ächten Grundsätzen und gutem Beobachtungsgeiste von ihren jetzigen Geschäften ganz abrufte, sie hinlänglich besoldete, und ihnen den einzigen Auftrag ertheilte, statt aller andern Geschäfte ihr Nachdenken blos der Stadt- und Landwirthschaft zu widmen, um die wahre, auch durch Erfahrung erprobte Art ausfindig zu machen, wie diese sämtlichen so äußerst wichtigen und dem ganzen

Staate zur Grundsäule dienenden Geschäfte gehörig könnten und müßten betrieben werden. Denn durch den gewöhnlichen Bauerschlendrian wird man nie weiter kommen, als man ist; dieser eingeschlagene Weg wird weder zu Verbesserungen, noch weniger zu neuen Entdeckungen dienen; und noch ist zwischen dem gelehrten Landwirthe und dem Bauern eine so weite Kluft befestiget, daß ich gar wohl einsehe, daß ohne eine solche Stiftung es noch lange hergehen wird, ehe etwas Ganzes, etwas Durchgedachtes, etwas ganz Nüzliches herauskommen werde. Freilich sollten die ökonomischen Gesellschaften diesem Endzwecke entsprechen; aber wo ist Eine in Deutschland, die sich einer mächtigen Unterstützung rühmen dürfte. Beinahe ist ihre Duldung das Wichtigste, was sie aufzuweisen haben; und noch kann sich keine schmeicheln, daß ihr ein solch Kapital wäre anvertraut worden, welches nur die mittelmäßigste Unternehmung begünstigen würde. So überläßt man die Wohlfahrt des Staates und der Einzelnen dem blinden Zufalle, und daher gehet es auch, so gut es kann, das ist, es

bleibt alles beim Alten; oder, welches noch schlimmer ist, sie ist das Loos der Halbkenner, Windbeutel, Projektenmacher, oder wie sie Gugenmus genennt hat, der Hokuspokusmacher, die denn durch ihre unverdauten läppischen, oder gar unmöglichen Vorschläge der guten Sache den lezten Herzstoß beibringen, und in einem Jahre dem Lande mehr Schaden zufügen, als solches in langer Zeit wieder verschmerzen kann. Erfahrungen liegen in allen Ländern vor meinen Augen; aber Niemand merket darauf, oder ist Biedermann genug, es zu sagen.

Doch dieß leitet mich zum zweiten Abschnitte, worin ich kürzlich zeigen will, wie gefährlich es sey, gleich auf blos praktische Beispiele so blindlings loszugehen, ehe man vorher genau und gründlich sie untersuchet, ja auch im Kleinen durch die Erfahrung sie geprüfet hat. Schade, daß ich hier meine Geschichten nicht so mit kennbaren Zügen beurkunden darf, indem sie sonst wider meinen Willen Jene beleidigen könnten, die mir hier zum Beweise dienen müssen. Viele Herren glaubten bei sich, einen

Schaz von Kenntnißen zu besitzen, und ruheten nicht, bis sie ihn praktisch ausgeübt sahen. Da es ihnen oft weder am Eifer und gutem Willen fehlte, wenigstens sie die Masken davon hatten: so fanden sie wenig Schwierigkeiten, und gar oft ein geneigtes Ohr. Sie wurden mit Gewalt und mit Geld unterstützet, in der Hoffnung, daß der reichliche Gewinnst, so sie so schön auf dem Papiere vorgerechnet hatten, alles ersetzen, und den reichlichsten Gewinnst abwerfen würde. Aber unglücklicher Weise war dieser Herren Kunst, einen Gedanken schön aufzustutzen, und ihn mit gleißnerischen Worten prächtig auszumalen, größer, als ihre Wissenschaft, die mangelhaft, nicht zusammenhängend, und nichts weniger als gründlich war. Bei der Ausführung fanden sich unvorausgesehene Hinderniße, denen sie nicht zu begegnen wußten, oder sie häuften Fehler auf Fehler; ihr Vorschlag gerieth ins Stecken, und nun machte man nicht den Schluß, daß diese Herren sich könnten geirrt haben; nein, man glaubte, die Landwirthschaft sey keiner Verbesserung fähig. Aller Eifer erstickte, und auch schon der

Gedanke einer möglichen Verbesserung war lächerlich. So kenne ich ein Fürstenthum, dessen Landwirthschaft man durch Erbauung einzelner Bauernhöfe, auf denen man eigene Oekonomien errichten wollte, aufzuhelfen gedachte. Auch sollten diese Höfe die hohe Schule für die Bauern seyn, wo sie Weisheit und Verstand ohne Mühe, blos durch Anwendung der Augen erlernen könnten. Alle Auslagen wurden bestritten, Bauereien und Inventarien angeschafft, und große Geldsummen verwendet. Aber da es an tüchtigen Verwaltern fehlte: so ereigneten sich gleich beträchtliche Fehler, und statt des gewünschten Vortheiles war überall Schade und Verlust, so daß in Kurzem alles eingieng. An einem andern fürstlichen Hofe erkiste man ein Domainengut, um darauf den Bauern die sogenannte Verbesserung recht auf die Nase zu stoßen. Die Versuche wurden gemacht, wegen unhinlänglicher Kenntniß mißriethen sie. Die Herren Oberaufseher wurden ausgelacht, alles gerieth ins Stecken; und nun dringen in selbigem Lande Vorschläge zur Verbesserung viel schwerer durch, als jemals, weil

man gleich mit der Antwort fertig ist: Wir haben ja alles versucht, es gehet bei uns nicht an, die gegenwärtige Art, das Land zu bauen, ist unserm Himmelsstriche am angemessensten, und die Bauern sind auch keine Narren; wäre eine bessere Bauart möglich, sie hätten sie gewiß schon längstens gewählet. — Ich könnte von dergleichen Geschichten noch mehrere anführen, die mir gar genau bekannt sind; aber die Klugheit verbietet es mir, hier meine historische Kenntniß zu benutzen. Aber das darf ich sagen, daß der Mangel an gründlichen Kenntnißen bei den sogenannten öffentlich aufzustellenden Beispielen in ihrer Gegend statt Eifer zu entzünden, nur die größte Ohnmacht und Schlafsucht hervorgebracht, und alles Gute daselbst auf eine lange Zeit erstickt haben. Dieß waren die Folgen, da Halbkenner, bei denen der Eifer oft das Beste war, als Beispiele sich aufdrangen. Der widrige Erfolg machte nicht sie, (denn sie wußten sich immer auszureden) sondern die gute Sache lächerlich, und untergrub den Eifer, und das Bemühen, sich auf diese nüzliche Wissenschaften zu legen,

Und diese Zeiten sind noch gar nicht vorbei. Es wimmelt noch von Halbkennern, die bald aus Redlichkeit, bald um Brod zu haben, zu solchen Versuchen sich aufdringen; und wenn sie kein Gehör finden, recht bitterlich klagen, daß man alle nüzliche Vorschläge recht mit Gewalt hintertreibe. Während der Zeit, daß ich die Ehre habe, bei der hiesigen Akademie der Wissenschaften zu seyn, auch seit Errichtung der ökonomischen Gesellschaft, sind mir gar viele solcher Vorschläge vorgekommen, wo Männer mit aller ihrer Ueberzeugung Dinge als die wichtigsten Entdeckungen vorgebracht, die nichts weniger als diese Namen verdienten. Gleichwohl war aller dieser Herren ernstlicher Wille, mit den strengsten Befehlen durchzugreifen; und es hätte Manchen nicht geärgert, wenn man Galgen und Rad wider die Widerspenstigen geltend gemacht hätte.

Ich kann es daher nicht läugnen, daß ich immer recht herzlich erschrocken bin, wenn ich bei guten Schriftstellern den Vorschlag fand, die Verbesserung des Landbaues auf den fürstlichen Domainen zuerst einzuführen, und ich

immer noch zur Zeit das Gegentheil recht sehnlich gewünscht habe. Zwar ist es richtig, daß, wenn man tüchtige Verwalter haben könnte, die die Grundsätze der Landwirthschaft genau verstünden, und in allen möglichen Fällen solche vernünftig auszuüben wüßten, die herrschaftlichen Domainen wohl zwanzigmal mehr eintragen könnten und würden, als jezt, und daß also die eigene Verwaltung vor allen Gattungen von Beständen die außerordentlichsten Vorzüge haben müßten. Aber hier liegt der Fehler verborgen. Wo sind die Männer, denen man ein solch Geschäft anvertrauen dürfte? Leute giebt es genug, die sich zu solchen Kleinigkeiten, nach ihrer Meinung, fähig finden. Aber sich fähig glauben, und wirklich fähig seyn, dieß ist ein großer Unterschied. Freilich hört man heut zu Tage Leute genug, die die Worte Naturlehre und Naturgeschichte im Munde führen; die alle Augenblicke vom Acidum und Alcali, von dem Oele, Seife und Nahrungssafte etwas herplappern; die die Abschaffung der Brache, das Lob des Kleebaues, der Stallfütterung und des Schweizerviehes oder andere

rer Sachen her erzählen. Aber prüft man sie ein wenig, so ist es nichts anders, als Namenkenntniß. Sie sind Papageien in menschlicher Gestalt, die, weil es nun einmal in der Welt gegenwärtig so zur Mode geworden, davon zu reden, dergleichen Dinge auswendig lernen; die wahre Anwendung davon aber eben so wenig, als der Papagei die Anwendung seiner auswendig gelernten Worte verstehet. Soll der Landesfürst solchen Männern sein Kapital anvertrauen? Sollen dieß die Leute seyn, die zur Aufstellung eines Beispieles auszuersehen wären? — Wer die Sache genau überdenket, der wird es der guten Sache wegen gewiß abrathen, weil der unglückliche Ausgang aller Unternehmungen unter der Leitung solcher Halbkenner voraus zu sagen ist; ja statt nützlicher Beispiele schreckliche Warnungen zu befürchten stehen. Nein, lieber einige Jahre später mit so kostspieligen Versuchen angefangen; lieber erst recht tüchtige Männer abgerichtet und unterrichtet; lieber noch einige Zeit auf die Erlernung ächter Grundsätze verwendet, als mit so unerfahrnen, unkundigen Männern anfangen,

die sich mit Kenntnißen blähen, so sie niemals besessen, und zu deren Erlernung Viele nicht nicht einmal mehr fähig sind, weil sie in ihrer Jugend jenen Unterricht nicht genossen, der ihnen hier behilflich seyn müßte. Ja, werden Andere sagen: nur getrost angefangen; wenn dergleichen Leute schon im Anfange Fehler machen, es hat nichts zu sagen, sie werden schon durch Schaden klug werden, und endlich den rechten Weg ausfindig machen. Aber dawider erinnere ich, daß die neuere Art, Güter zu bauen, kostspielig sey. Es wird gleich ein beträchtliches Kapital dazu erfodert, das ein so unkluger Verwalter bald schmelzen kann; und ich kenne die Welt auch ein wenig, so bald es übel gehet, wird man mißtrauisch, zurückhaltend, und endlich bleibt man mitten im Versuche stehen, ehe der Herr Verwalter Zeit hat, klug zu werden. Werden nun bei fürstlichen Domainen so unglückliche Versuche gemacht: so hat das langwierige Folgen: und statt einer gewünschten Ermunterung geräth alles ins Stecken, und nachher hält es um so schwerer, die gute Sache wieder ins Gleis zu bringen, weil

man lieber sein eigenes Kapital, als ein anvertrautes Kapital wagt; indem sich bei Lezterm Fälle ereignen, wo man Ehre und guten Laimuth einbüßen kann. Jeder kluge Mann setzet nicht gerne so etwas auf das Spiel; ja er ist allemal der Erste, der die ehemaligen unglücklichen Folgen seinen übrigen Herren Amtsbrüdern zu Gemüthe führet, und sie ganz brüderlich ermahnet, es ja nicht beim Alten bewenden zu lassen.

Was ich hier von Verwaltern sage, das habe ich auch bei Solchen in Erfahrung gebracht, die auf eigene Rechnung eine Landwirthschaft unternommen haben. — Im Anfange sind diese Freunde einer verbesserten Kultur ihrer Sache gar zu gewiß, sie wollen das große Werk der Verbesserung über sich nehmen, den Bauern den Staren stechen; und nach ihren Rechnungen muß ihnen ihr Gut außerordentliche Vortheile abwerfen. Wer es waget, an ihrem Plane etwas auszusetzen, oder wer ihnen Vorsicht empfiehlet, und ihnen den Zweifel rege machen will, sie könnten sich vielleicht auch irren, der prediget tauben Ohren. Und den-

noch begegnen ihnen nachher in der Ausübung solche Vorfälle, wo sie sich gar nicht zu helfen wissen. Nun gehen ihnen zwar die Augen auf, und der Schaden machet sie klug; aber immer muß es die gute Landwirthschaft entgelten, die zweifelhaft, ungiebig, und in ihrem Ertrage den großen Kosten gar nicht angemessen seyn soll. Freilich ist der Nachtheil eines einzelnen Mannes bei dem Publikum von keinem solchen Gewichte, als öffentlich aufgestellte und mit so viel Feierlichkeit angekündigten großen Beispiele auf fürstlichen Domainen. Im Gegentheile wird ein in seinen Versuchen so Unglücklicher noch oft brav ausgelacht, wenn er seine Landwirthschaft wieder aufgeben, und froh seyn muß, wenn nur der dumme Bauer sie nach seiner Eltern Weise führen will. Doch verbreiten sie Schrecken, und unterhalten bei Unkundigen den Glauben, es sey wirklich alles, was man von der Landwirthschaft rühmet, blos Windbeutelei.

Ich, durch so vielerlei Erfahrungen belehret, kann es also ganz und gar nicht einsehen, wie man der guten Sache aufhelfen will, wenn

man so unkundige Männer aufmuntert, Versuche und Erfahrungen anzustellen, zu denen sie, wenigstens noch zur Zeit, gar keine Geschicklichkeit haben. Denn bei der Landwirthschaft ist es wie bei der Handlung. Die Rechnung macht sich zulezt selbst, der Eigenthümer mag wollen oder nicht. Wenn ich also zuvor sehe, daß ein solcher Mann seine Zeit und sein Geld durch seine Unwissenheit bei einer eigenen Landwirthschaft zusetzen muß, handle ich da denn nicht recht boshaft, wenn ich ihn gleichwohl gegen mein besseres Wissen durch meine Ermunterung in Schaden stürze? Und gleichwohl ist dieß der Rath aller bisherigen Oekonomen. Nur getrost angefangen, nur brav Erfahrungen angestellt, endlich wirst du schon den rechten Weg finden. Verlache die Theoristen; dieß sind Stubengelehrte; was die zu wissen sich schmeicheln, braucht man gar nicht; und was dergleichen schöne und laute Zurufe an das Publikum mehr sind.

Freilich wird man mir sagen: das ist gar keine Frage, wer die Sache nicht verstehet, der soll sie nicht anfangen. Und hier ist es eben,

wo ich meine Leser haben wollte. Leider muß ich sagen, daß es uns an gründlichen Oekonomen noch gar sehr fehle, und daß es Mühe haben würde, viele Männer zusammen zu bringen, die wahre Grundsätze und ächte Erfahrungen besitzen. Denn wer glaubt, daß er, weil er die Kultur einer oder der andern Fruchtart zu verstehen sich schmeichelt, er deßwegen schon zur Führung einer Landwirthschaft tauglich sey, der irret sich erstaunlich. Es ereignen sich bei einer Solchen so vielerlei kleine Umstände, deren genaue Kenntniß ohne großen Schaden nicht kann entbehret werden. Und die Verbindung des Ganzen verstehen, übersehen und berechnen zu können, dieß macht den Landwirth aus; nicht, daß er hie oder da in einzelnen Stücken sich umgesehen, und von denselben einige mangelhafte Kenntniße hat. Sogar in den ersten Grundsätzen sind noch sonst berühmte Männer nicht einmal einig. Ich kenne Landwirthe, die noch heute an der Möglichkeit der Stallfütterung zweifeln; die einen Vortheil dabei finden, das Vieh lieber im Herbste auf die Weide zu treiben, als das schöne Futter

da nicht zu benutzen. Die lieber ihren Acker durch Haber oder andere geringe Fruchtarten bis auf den lezten Blutstropfen von Fruchtbarkeit ausmergeln, als daß sie denselben nicht benutzen sollten; kurz, die ihren Acker auf den Raub bauen, und noch nicht wissen, daß sie ebenfalls verarmet sind, wenn dieser ausgemergelt ist. Die sich ein Gewissen daraus machen, so viel Aecker mit Klee zu bestellen. Die alles, was sie ins Haus brauchen, selbst erzielen wollen, sollte es auch tausendmal ihr Schaden seyn. Die mit Vergrößerung ihrer Güter gar kein Ende wissen, obgleich ihre gegenwärtigen noch entsezlich mager sind, und um sie nur mittelmäßig zu verbessern, ein großes Kapital erfoderten. — Was ist da zu thun? Man kann nicht ewig streiten, nicht ewig das schon so oft Gesagte wiederholen; man ist genöthiget, seine Hoffnung auf eine junge Nachzucht von Männern zu setzen, die von selbigen Vorurtheilen nicht umnebelt sind; denen man gründliche Kenntniße beigebracht, und die eben dadurch zu ächten Erfahrungen vorbereitet sind.

Ich hege also eine ganz entgegengesezte Meinung, und bitte Alle und Jede, die eine Landwirthschaft entweder auf eigene, oder auf Anderer Rechnung anfangen wollen, sich vorher genau zu prüfen, ob sie auch die hiezu nöthigen Kenntniße besitzen. Alle Eigenliebe muß bei einer solchen Prüfung gänzlich verschwinden; denn mit der Zeit veroffenbaret es sich doch, ob sie sich geschmeichelt haben, oder nicht. Wem es an den Kenntnißen fehlet, der warte noch einige Jahre, suche sich erst wohl zu unterrichten, und seine Kenntniße durch Anbauung weniger Morgen zu prüfen, und zu erweitern. Gewiß, er wird mehr Ehre davon haben, sein Beispiel einige Jahre später aufzustellen, als sich mit seinem mißrathenen Beispiele lächerlich zu machen, und dem glücklichen Fortgange der Landwirthschaft neue Hinderniße in den Weg zu legen.

Freilich wird man mir den Vorwurf machen, als schreckte ich dadurch Jedermann von nüzlichen Versuchen ab, und machte die Ausübung der Landwirthschaft wirklich viel schwerer, als sie sey. Ich kann nicht läugnen, dieß

ist einigermaßen mein Wunsch; wenigstens ist es dieser, den neuen Freunden und Anfängern ein gerechtes Mißtrauen gegen sich selbst beizubringen, ihnen alle mögliche Klugheit und Vorsicht zu empfehlen, und vorzüglich zu warnen, sich nicht gleich mit einem großen Gute zu beladen, sondern ganz im Kleinen sich zu versuchen. Denn eben die Begierde, Versuche anzustellen, ehe man dazu die nöthige Fähigkeit gehabt, hat bisher der Landwirthschaft die größten Hinderniße in den Weg gelegt, und ist die Ursache, warum troz unserm ökonomischen Jahrhunderte die Ausübung beinahe noch in der vorigen Kindheit liegt. Hätten seit vierzig Jahren sich nur solche Männer nüzlichen Versuchen gewidmet, die durch gute Grundsäze dazu wären vorbereitet gewesen, gewiß, die Landwirthschaft müßte jezt in einem ganz andern Flore seyn. Aber durch die vielen vergeblichen Versuche der Halbkenner ist es leider so weit gekommen, daß der Name, Oekonom, fast ein Schimpfname geworden, und daß man Leute darunter verstehet, die viel versprechen, wenig leisten, und alles beim Alten belassen,

Der größte Theil des Publikums setzet auf einen Oekonomen eben so wenig Vertrauen, als auf einen Goldmacher, weil es durch die Erfahrung überzeugt zu seyn glaubt, daß der Erste beinah eben so ein großer Windbeutel und gefährlicher Betrüger, als der Lezte sey. Ist es nicht ärgerlich, die erste aller Wissenschaften, worauf der Flor unsers Vaterlandes beruhet, so erniedriget zu sehen? und ist es nicht Pflicht, die Ursache zu ergründen, warum sie in der Meinung unserer Mitbürger so tief herabgesunken ist? — Ich mag der Sache nachdenken, wie ich will, so finde ich keine andere Ursache, als daß sich Männer zu Verbesserung der Landwirthschaft aufgeworfen haben, denen es an den wahren Grundsätzen gefehlet; die sich mit Kleinigkeiten abgegeben, unglückliche Beispiele aufgestellt, und dadurch die Wissenschaft abgewürdigt haben. Halbkenner oder gar Idioten haben sie in diesen Ruf gebracht. Und vor diesen Jedermann zu warnen, das Publikum zu überzeugen, daß zur glücklichen Ausübung ächte wissenschaftliche Grundsätze gehören, und die meisten sogenannten Praktici der-

selben gänzlich ermangeln, dieß ist mein einziger Wunsch; und ich weiß gewiß, daß ich der Landwirthschaft den wichtigsten Dienst geleistet habe, wenn ich sie von der Seuche der Halbkenner, und der Idioten zu befreien, im Stande seyn werde.

Beispiele, von Meistern aufgestellet, sind also allerdings das allerwürdigste, und das allerglänzendste, was man nur wünschen kann. Aber, da diese Meister noch sehr seltene Erscheinungen sind, so ist es billig, daß ächte Patrioten erst darauf denken, solche Meister zu bilden, denen man die Aufstellung solcher Beispiele anvertrauen kann. Wer diesen Grundsaz versäumet, Jeden für fähig hält, eine Landwirthschaft zu besorgen, Jeden zu Versuchen aufmuntert, er mag die erfoderlichen Kenntniße dazu besitzen oder nicht, der ist ein Feind des gemeinen Wohlstandes, und bringt unter der Maske des Patrioten dem Vaterlande die tödtlichste Wunde bei. — Doch die Wenigsten haben so gefährliche und arglistige Absichten, sie sehen die Sache auf einer andern und guten Seite an; und diese von ihrem Irrthume

zu befreien, das Gefährliche ihrer Vorschläge klar zu zeigen, war die Absicht gegenwärtiger Abhandlung.

Ueberdieß, so lange noch gründliche Kenntniße hierin nicht allgemein sind, darf man auch nicht einmal von den ächten Oekonomen Beispiele erwarten, die Nutzen stiften. Der einzelne Landwirth ist ein Handelsmann, ihn verbinden keine Pflichten, so wenig als den Handelsmann, seine Kenntniße auszukramen, und zum allgemeinen Nutzen aufzustellen. Sein eigener Vortheil ist ihm heiliger, als der von seinem Nachbarn. Er bemühet sich also, seine Landwirthschaft so einzurichten, daß seine Nachbarn ihm solche so bald nicht ablernen können. Je mehr er im Stande ist, die Triebfedern seiner Handlungen zu verbergen, zu maskiren, desto lieber ist es ihm; und er lacht recht herzlich, wenn er sieht, daß andere Leute über seine Haushaltung sich lustig machen. Dieß ist ihm ein Beweis, daß er seine Karte gut gemischt, und daß ihm noch so bald keiner es nachmachen, und mit ihm die gleichen Vortheile einerndten werde, die er allein einzu-

streichen gedenket. Sein wahrer und eigener Vortheil heißt ihn so handeln. Er hoffet von der Unwissenheit seines Nachbars noch manchen Vortheil zu ziehen. Und wirklich, ich sehe nicht, daß man diesem Einzelnen darüber Vorwürfe machen dürfe. Denn wenn es auch schon edle Seelen giebt, die großmüthig genug sind, sich über solche eigennützige Handlungen hinauszusetzen; Seelen, denen das Vergnügen, ihren Nebenmenschen zu beglücken, oft reizender ist, als eigener Vortheil: so ist doch diese großmüthige Denkungsart weiter keine Verbindlichkeit für Jeden. Im Gegentheile verbinden den Einzelnen seine eigenen häuslichen Umstände gar oft, das Glück seiner Familie vor Jenem des Vaterlandes zu beherzigen. Auch oft findet man, daß Eigennützige, die auf ihren eigenen Vortheil aufmerksam sind, die Ausbreitung guter Grundsätze verhindern, auf allerhand Art und Weise dieselbe erschweren, lächerlich machen, kurz, der Gemeinmachung der Wahrheit sich widersetzen, weil solche wider ihren Vortheil streitet.

Da also die Beispiele von Halbkennern, oder gar von unwissenden Männern mehr Schaden als Nutzen stiften, da der Kenner seinen eigenen Vortheil oft mehr, als den Vortheil des gemeinen Wesens beherziget; was kann man denn da allein von Beispielen erwarten, auf die Andere so entsezlich groß thun, und alles dagegen so gering schätzen. Ich behaupte sehr wenig. Im Gegentheile glaube ich, daß die Empfehlung der blos praktischen Beispiele der wahre Wege sey, die Sache in dem Grade der Kindheit zu belassen, in dem sie in unserm ökonomischen Jahrhunderte geblieben ist.

Ein vernünftiger Unterricht, verbunden mit einer klugen Ausübung, sind also das wahre Mittel, Jedermann auf seine Bedürfniße aufmerksam zu machen. Wer beide Dinge theilen, und eines über das andere zur Ungebühr erheben will, der handelt thöricht, und zum Nachtheile des gemeinen Wesens. Selbst Prämien erreichen alsdann nicht ihre Absicht, wenn die Gewinner nicht die Ursache ihres allgemeinen Nutzens einsehen. — Denn die sich darum Bewerbenden werden den ausgestellten Preis alsdann

von Seiten der Industrie ansehen: so lange die außerordentliche Belohnung währet, zwar auf die verlangte Anzucht rc. sich legen, wie aber diese aufhört, es auch wieder beim Alten bewenden lassen. Auch dieß könnte ich mit Urkunden belegen, aber nicht jeder Saz darf so klar bewiesen werden.

Schlüßlich weiß ich, daß mir viele Vorwürfe über diese Abhandlung werden gemacht werden; daß man mich beschuldigen wird, ich schreckte die Freunde der Landwirthschaft so sehr ab, und legte dadurch dem schnellen Fortgange einer verbesserten Kultur neue Hindernisse in den Weg. Sorgfältig habe ich dieß geprüfet, und meine Meinung eben so sorgfältig ohne alle Eigenliebe untersucht; aber ich fand, daß zwar im Anfange mehrere dadurch stutzig werden könnten, im Grunde aber die Wagehälse abgeschrecket, und Hoffnung zu glücklichern und mehr überlegtern Unternehmungen könnte gegeben werden, welche denn mehr fruchten würden, als eine unzählige Menge mißrathener, oder halbgerathener Beispiele. Noch das Einzige beliebe man zu bedenken.

Die neuern Oekonomen, die ihre Güter bauen, haben mit allem ihrem Fleiße ihr Kapital noch nicht höher, als zu zwei oder drei Prozenten benutzen können. Nun darf nur ein einziges Mißjahr kommen, oder sich sonst ein Unglück vom Viehfalle ꝛc. ereignen: so sind nicht allein die kleinen Prozenten hin, sondern auch vom Kapitale selbst ein wesentlicher Theil geschwunden. Ich kenne ein neues ausländisches Beispiel, wo ein ebenfalls hitziger unüberlegter Kopf, auf gutes Vertrauen seiner Einsichten, auf Anlegung eines Gutes losgegangen. Drei Jahre hat er es unermüdet fortgesezt, endlich haben ihn häusliche Umstände genöthiget, es aufzugeben. Und nun hat er mit aller Sorgfalt und Mühe sein Kapital gerettet, Interessen, Mühe, Sorgen und Verdruß, alles ist verloren. Gerne hat er diese aufgeopfert, und ist froh, daß er sich so aus der Schlinge herausgezogen hat.

Dergleichen Verlust an Interessen, oder die Beziehung von zwei oder drei Prozenten sind gewiß nicht anlockend, sein Kapital dem Ackerbaue zu lehnen. Lieber leihe ich es auf eine,

Hypotheke, wo mir doch wenigstens ohne alle Mühe, ohne so tägliche Sorgen, meine vier, ja fünf vom Hundert gewiß sind. Solche Männer abzuschrecken, die bei dem Ackerbaue ihre Interessen zusetzen, oder höchstens nur zwei bis drei vom Hundert zu verdienen wissen, ist kein Verlust, nein, es ist Gewinn für die Landwirthschaft: denn solche werden sie nur immer in bösem Rufe erhalten. Wer nicht Hoffnung hat, sein dem Ackerbaue gewidmetes Kapital zu acht bis zehen vom Hundert zu benutzen, oder der nach gestellter Rechnung findet, daß er solche nicht gewinne, es sey, theils durch Erzielung von Produkten, theils durch die wahre Veredlung des Ackers, der glaube nur, daß er die Sache noch nicht recht verstehe, und daß er noch zuvörderst sich besser müsse unterrichten lassen. Denn die erste Absicht bei dem Ackerbaue ist das Gewinnen, und nicht das Zusetzen. Wer aber nicht ganz gewiß bei der Landwirthschaft seine fünf vom Hundert gewinnen kann, der setzet zu, und wer nicht mehr damit zu gewinnen weiß, der ist ein Thor, daß er sich damit beschäftiget; weil er diesen Gewinnst viel

ruhiger einstreichen, und seine Zeit viel nützlicher anwenden kann, als Prozenten nachzulaufen, die er doch auf eine andere Art schlafend verdienen könnte.

Anmerkungen vom Jahre 1804.

Wie sehr hat sich seit 1773, als dem Jahre, worin ich diese Abhandlung schrieb, die Bearbeitung der Landwirthschaft zu ihrem wahren Vortheile abgeändert. Vor diesem Zeitpunkte war man zwar auch sehr beflissen, diese Erste aller Beschäftigungen nach Möglichkeit zu würdigen, aus ihrer Kindheit sie herauszureissen, und sie zu vervollkommnen. Aber dieß Bemühen bestand meistens in der Nachahmungssucht. Man war damals in der gänzlichen Ueberzeugung, daß nur in England Landwirthschaft blühe, daß man also blos die Engländer studieren, diese nachahmen, und ihrem Beispiele folgen müsse. Wenn man also in einem Staate die Landwirthschaft heben wollte, so wußte man nichts Wichtigers zu unternehmen, als Männer, die hiezu bestimmt waren, nach England zu sen-

den, um die englische Landwirthschaft daselbst zu erlernen. Privatmänner, denen das Staatenwohl, auch ihr eigenes Wohl am Herzen lag, studierten die englischen Schriften hierüber, kauften ihnen Saamen ab, wodurch viel deutsches Geld nach England wanderte, und was man sonst noch mehr that, dieser im landwirthschaftlichen Gefache hochgepriesenen Nation wenigstens in der Ferne zu folgen.

Seit diesem Zeitpunkte hat es sich aber, in mehreren Staaten Deutschlandes wenigstens, sehr geändert. Was die allgemeinen Grundsätze anbelangt, ist man in der Landwirthschaft ziemlich im Reinen. Man weiß nun allgemein, daß der Dung der wahre Hebel der Landwirthschaft sey, und daß das Hauptstudium dahin gehen müsse, diesen in hinlänglicher Menge zu gewinnen. Zu Gewinnung von Dung gehört Vieh, und zu dessen Unterhaltung Futter. Hiedurch ergiebt sich, daß jede Landwirthschaft, die sich aus ihrer Kindheit entwickeln will, entweder mit der Veredlung der Wiesen, oder mit dem künstlichen Futterbaue, oder mit beiden zugleich anfangen müsse, und daß jeder Wunsch

zur Vervollkommnung der Landwirthschaft ein eitler Wunsch sey, der sich nicht auf Vermehrung, ja hinlängliche Vermehrung des Futters gründe. Denn wenn schon die Besitzer von Gütern in der Nachbarschaft von großen Städten, oder großen Hoflagern den Dung wohlfeiler kaufen, als selbst erzielen können, so sind doch dieß seltene Fälle, die bei der gegenwärtigen Ländervertheilung in Deutschland noch alle Jahre seltener werden müssen; und wird es daher Deutschland alle Jahre wichtiger werden, die Futtermasse beständig zu vergrößern, dieß gewonnene Futter mit der größten Haushaltung zu verfüttern, und mit der nämlichen Sparsamkeit den gewonnenen Dung zu verwenden. Viehzucht wird hiedurch ein wichtiger Handlungszweig, selbst in der Bauernhaushaltung, ein, jeden Tag weniger entbehrlicher Nahrungsartikel, da dem schwer arbeitenden Landmanne das Fleisch nicht allein mehr Kraft und Stärke giebt, sondern ihm auch viel gesünder ist, als wenn er sich beständig den Magen mit Brod voll pfropft.

Zur Ausübung dieser wahren Grundsätze hat die Pfalz mehr Anlage, als irgend ein Land in Europa; denn in mehrern Ortschaften derselben ist Stallfütterung Landessitte. Man hat zwar eben diese Stallfütterung eine neue deutsche Erfindung genennt; so ist es aber nicht, weil Gütermangel, oder was das Nämliche ist, eine allzu kleine Feldgemarkung im Verhältniße der Bevölkerung diese Stallfütterung zum unumgänglichen Bedürfniße schon längst in vielen Gegenden der Pfalz gemacht hat. Daß man aber durch diese in manchen Orten längst eingeführte Stallfütterung die Möglichkeit derselben nicht allein eingesehen, sondern auch auf sie die auf ihr beruhende höchst nöthige Dungvermehrung gegründet hat; diese Bestimmtheit der Grundsätze sind eine Erfindung neuerer Zeiten, und hinlänglicher Futterbau mit Stallfütterung sind nun die Hauptgrundgesetze, deren Befolgung allein im Stande ist, die Landwirthschaft einer jeden Gegend schnell zu heben.

Aber diese Grundsätze allgemein zu machen, dazu gehört noch ungleich mehr. Wenn man die Ausbreitung derselben auf Bauern-Praxis

gründen wollte, so wären sicher Jahrhunderte hiezu erfoderlich. Da es aber Staatenbedürfniß ist, daß die Landwirthschaft in Flor kommt: so hat man auch schon längst eingesehen, daß die Staatsdiener Jene sind, die in der Gegend, wo sie angestellt sind, diese Grundsätze verbreiten, und alle dienliche Mittel anwenden müssen, sie zur allgemeinen Kenntniß und Anwendung zu empfehlen. Landwirthschaft ist aber nur ein Theil des Ganzen. Das Ganze muß aber zur Wissenschaft des Staatsdieners gebracht werden, und dieß Ganze nannte man ehemals Kameralwissenschaft, jezt gewöhnlich Staatswirthschaft. Hiezu errichtete man zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf hohen Schulen eigene Professuren. Leider! muß man aber sagen, daß der Vortrag auf diesen hohen Schulen nicht recht gedeihen wollte. Die Hauptursache hievon habe ich in dem Beweise, daß die Kameralwissenschaft auf einer eigenen hohen Schule vorgetragen werden müsse, (s. Sammlung kleiner Schriften der Kameral Hohen Schule zu Lautern, S. 163 — 188) erörtert, und die dort

angeführten Gründe noch bis jezt meistens bethätiget gefunden. Außer Göttingen und Heidelberg ist auf andern hohen Schulen der Vortrag höchst selten zu Stande gekommen, und noch vor wenigen Wochen war ein von Jena zurückgekommener Herr bei mir, der mich versichert, daß seit zwei Jahren kein Kollegium hierüber sey gelesen worden, und daß selbst der nun verstorbene geheime Kammerrath Suckow selten ein Kollegium hierüber vortragen können, der doch ein mit wahren Kenntnissen ausgerüsteter Lehrer war. Dieß Unglück wird auch so lang noch fortdauern, so lang das Fakultätenwesen auf Universitäten noch fortdauert. Denn liegt auch noch ein Hauptgebrechen in Anstellung der Lehrer, und sollte man meines Erachtens keinen Professor in dem Fache der Staatswirthschaft anstellen, der nicht zugleich fähig ist, in der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Größenlehre geschickte Vorlesungen zu halten. Denn diese Wissenschaften sind das Grundgebäude der Staatswirthschaft, und der Lehrer, der mit ihnen nicht innigst vertraut ist, wird eben deßwegen, weil er ein Fremdling in

diesen Wissenschaften ist, sie herab- und andere an ihre Stelle setzen, die gar nicht dahin gehören. Der Staat muß also in Besetzung solcher Professuren äußerst vorsichtig seyn, in wiefern Er anders das wahre Wohl des Landes will. Heut zu Tage erheischt es auch keine besondere Mühe mehr, geschickte Männer zu Bestellung solcher Professuren vorzufinden, da diese Grundwissenschaften in ihren einzelnen Theilen auf den meisten hohen Schulen vorgetragen werden. Meiner Meinung nach wurde das Ganze der Staatswirthschaft nirgends systematischer vorgetragen, als ehemals in Lautern, und nachher in Heidelberg; aber da war auch nie die Frage, wo diese Wissenschaft hin gehöre, ob sie eine fünfte Fakultät, oder ob sie der juridischen, wie solches auf einigen hohen Schulen üblich ist, oder der philosophischen Fakultät, wie es gewöhnlich gebräuchlich ist, einverleibt werden sollte. In dem Lektions-Verzeichniße wurden die einzelnen Vorlesungen unter dem Namen, Staatswirthschaftliche Vorlesungen angekündigt, denn diese Wissenschaft ist eben so gut, wenn ich mich des

so erniedrigenden Ausdruckes bedienen darf, Brodstudium, als die theologische, juridische, und die Arzneiwissenschaften Brodstudium genannt werden. Sie wird auch in der Meinung des Publikums nicht ehender ein vollkommenes Zutrauen gewinnen, bis sie zu der Höhe eines, seinen eigenen Mann erfoderlichen Brodstudiums wird erhoben werden. Wehe dem Staate, in dem man die Würde dieser Wissenschaften mißkennt, Er wird sich nie von seiner niedern Stufe in eine glänzendere zu erheben wissen.

Aus dieser kurzen Geschichtserzählung sehen wir zwar, daß die Regenten Deutschlandes seit beinah einem Jahrhunderte die Wichtigkeit dieser Wissenschaften eingesehen, und dafür gesorgt, daß die künftig anzustellenden Staatsdiener hierin unterrichtet werden sollen; aber daß die hohen Schulen selbst dieser Wissenschaft die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, welche Schwierigkeiten so lange dauern werden, als das Fakultätenwesen noch auf Universitäten besteht. In den Staaten Sr. Kurfürstl. Durchlaucht von Pfalz-Baiern ist hier

ein wichtiger Schritt gethan worden, da man die Wissenschaften nach Sektionen geordnet hat. Dadurch hat man alle Nebenwege, die die Staatswirthschaft bisher herabgesezt haben, abgeschnitten. Wird man nun zu Lehrern in dieser Wissenschaft drei Männer anstellen, die mit den oben festgesezten Wissenschaften vertraut sind: so wird dieser Vortrag in einem Decennium weiter rücken, als es die ganze Zeit über möglich war. Ein einziger Lehrer, der den Umfang der ganzen Wissenschaft vortragen soll, wie es häufig noch üblich ist, ist hiezu nicht hinlänglich. Sein Vortrag, wenn er nur irgend erträglich seyn soll, wird immer encyklopedisch bleiben; gewöhnlich wird er sich aber mit Hintansetzung der Uebrigen einige Lieblingsfächer erwählen, und dadurch Männer von fragmentarischen Kenntnißen bilden.

Auf diese Art waren die Staaten beschäftigt, in den höchst nöthigen, und jedem Staate unentbehrlichen Wissenschaften künftige Staatsdiener zu bilden; und wenn es Ihnen ehemals mißglückt ist, so wird es denselben nun leichter seyn, Ihre Absichten zu erreichen, wenn

Sie die hier in Anregung gebrachten Winke benutzen, und jene auf bloßem Privatinteresse beruhenden Hinderniße hinweg räumen wollen.

Außer diesen Bemühungen des jüngst abgewichenen Jahrhundertes haben sich auch noch besondere Schulen gebildet, auf welchen die einzelnen Quellen-Wissenschaften der Staatswirthschaft, nämlich Landwirthschaft, Forstwissenschaft und Bergbau, theoretisch und praktisch zu Bildung solcher Männer gelehrt werden, die mit der Zeit in diesen Beschäftigungen selbst Hand anlegen wollen. Unter diesen zeichnet sich die vortrefliche Bergakademie in Freiberg aus, die allen diesen Spezialschulen ein Vorbild hätten werden sollen, hinter welcher sie aber sämtlich weit zurück geblieben sind. Denn die seit dem lezten Decennium des abgewichenen Jahrhundertes errichteten Spezialschulen in dem landwirthschaftlichen, oder in dem Forstgefache sind meist ziemlich einseitig, gewöhnlich mehr auf das Praktische, als auf das Theoretische berechnet, da doch gründliche Theorie, und gründliche Praxis sich die Hände bieten müssen. Die mit dem Tode des seligen

Büsch eingegangene Handlungs-Akademie war ebenfalls eine wahre Musterschule. Die seit der Zeit errichteten mehreren Handlungsschulen sind meist für junge Leute berechnet, die nach geendigtem Lehrkurse in die Lehre gehen wollen. Mir ist wenigstens keine Spezialhandlungsschule gegenwärtig bekannt, die auf die Bildung künftiger Staatsdiener abzweckte; eigentlich sind sie aber auch nicht erfoderlich, weil dieß Gefach auf hohen Schulen hinlänglich kann bestritten werden.

Dieß sind also die Vorschritte, die man in dem Vortrage der Staatswirthschaft bisher gemacht hat. Sind sie gleichwohl noch sehr mangelhaft, so ist es doch Gewinn genug, daß man so weit gekommen ist, eben dieß Mangelhafte einsehen zu können. Denn gründliche Beurtheilung des Mangelhaften ist der erste Schritt zur größeren Vollkommenheit. Diesem allem füge ich zum Schlusse den Wunsch noch bei, daß alle künftige Zöglinge der landwirthschaftlichen und forstwirthschaftlichen Spezialschulen, wenn sie ihren Lehrkurs daselbst beendigt, und das Praktische erlernt haben, zum Schlusse ih-

res Unterrichtes den Zusammenhang sämtlicher staatswirthschaftlichen Wissenschaften zum Staatenwohle auf einer hohen Schule möchten kennen lernen, um zu verhindern, daß man nicht zum Nachtheile des Ganzen einen einzelnen Theil derselben zur Ungebühr erheben möge. Denn alle diese Theile sind Glieder eines Körpers, dessen Schönheit in den wahren Verhältnißen beruhet.

II. Ueber die Verbesserung der Viehzucht.

Schon viele Jahre her sehe ich mit vielem Erstaunen, auch wahrer Betrübniß, daß wöchentlich so viele Ochsen aus dem Schwabenlande und dem Hohenlohischen in die Stadt zum Abschlachten getrieben werden, und daß unsere Mezger angehalten sind, ausländisches Ochsenfleisch zu verkaufen. Wahr ist es, daß diese ausländischen Ochsen an Größe und Güte nicht

mit den inländischen zu vergleichen sind, und daß eine gute Polizei zu dieser Ausnahme recht genöthiget wird. Aber sollte denn die edle Pfalz, deren einer Theil recht zur Viehzucht von der Natur bestimmt ist, nicht auch so schweres Vieh haben können? Wäre es nicht zu wünschen, daß dieses baare Geld, so täglich zum Ankaufen des Viehes zum Lande hinaus gehet, in demselben bleiben, und von pfälzischen Unterthanen gewonnen werden könnte. Und endlich wäre es nicht möglich, daß diese baare Landesausgabe gänzlich gestopfet, und im Gegentheile durch den Handel mit großem und schwerem Viehe fremdes Geld ins Land eingebracht werden könnte? Ich habe wenigstens diese Vorlesung dazu bestimmt, die Möglichkeit aller dieser Sätze zu beweisen, und meine Mitbürger auf einen zu sehr vernachlässigten Handlungsast aufmerksam zu machen.

Vielleicht werden Manche denken, ich käme mit meinem guten Rathe etwas spät, da jezt eine allgemeine Gährung sey, ausländische große Kühe (Schweizerkühe) zu kaufen, und schweres Faselvieh zu halten. Aber eben diese Gährung

zeigt mir an, wie wenig man über die Verbesserung der Viehart nachgedacht hat, und wie weit man noch von der Hoffnung entfernt sey, schönes und eigenes Landvieh zu bekommen. Wenige sind im Stande, so große Kapitalien, als zur Anschaffung auch nur von sechs Schweizerkühen erfoderlich ist, aufzutreiben; und was kann also die geringe Anzahl ausländischer Kühe in Vergleichung der Größe des Landes zur Veredlung der Viehzucht beitragen? Zudem sind beinah alle in dem gefährlichen Vorurtheile, diese Schweizerkühe wären eine besondere Art, ernähren sie auf die inländische armselige Weise, und verkrüppeln dadurch die von ihnen zu erzielende Viehzucht; so daß man also genöthiget ist, in den nämlichen Stall von Zeit zu Zeit wieder frisches Schweizervieh ankaufen zu müssen. — Ohne auf die Ursache dieser Ausartung nachzudenken, beruhiget man sich mit dem Ausrufe: Es gehet bei uns nicht an; und da selbst jene die irrigen Grundsätze ausüben, die diese schwere Auslagen von Ankaufung des Schweizerviehes nicht achten, so ist auch selbst von ihrem patrioti-

schen Eifer nichts erspriesliches für das Ganze zu erwarten.

Eben so wenig beruhigend ist die Anschaffung des schweren Faselviehes, theils weil ein solcher Fasel nicht auf jene Art gefüttert wird, daß er zunehmen, oder bei Kräften bleiben könne, theils weil die Kälber seiner Art versäumt und verkrüppelt werden, und wieder schlechtes Landvieh geben müssen.

Wo also nicht durch den Zufall die Stallfütterung eingeführt ist, und wo nicht durch den Zufall ein kräftiges nahrhaftes Futter wächst, da ist keine Hoffnung, daß durch jene Anstalten die Viehzucht sich veredlen werde. Im Gegentheile ist zu befürchten, daß durch das stete Anschaffen von Schweizerkühen und Schweizerfaseln jährlich noch mehr baares Geld zum Lande unnüz hinaus gehe, und also der Landkasse, statt daß ihr Nutzen zuwachsen sollte, noch mehr Nachtheil zugefügt wird. Hinweg also mit diesen armseligen Pflastern bei einem sonst unheilbaren Schaden. Dem Uebel muß auf dem Grunde nachgespürt werden, wenn man es gänzlich heben und ausrotten will.

Die allererste und wichtigste Frage ist diese: Sind diese großen Kühe und Ochsen eine eigene sich fortpflanzende Art, oder sind unsere kleinen Kühe nur eine Abart von jenen? Gewiß ist es: das kleine und große Vieh ist nur einerlei Art, und der ganze Unterschied ihrer Größe rührt von dem bessern und mehrern Futter, auch von der fleißigern Aufmerksamkeit auf die Fütterung selbst her. Um diesen meinen Saz zu beweisen, habe ich im Erndtmonate 1775 zwei sechswöchige Kälber gekauft, alle Pflege auf sie verwendet, um durch diese Erfahrungen den Beweis zu führen. Ich hätte mir aber diese Mühe ersparen können, wenn ich die häufigen Erfahrungen von Holland, Ostfriesland, Hollstein, und mehrern dergleichen Orten genau gewußt hätte, die ich erst lang nachher in des Herrn von Eckards Experimental-Oekonomie gefunden habe. Die Stelle ist so merkwürdig, daß ich sie ganz hersetze: „Wenn kleine Heid- oder Sandkühe, „jede für sechs bis acht Thaler, nach Ostfries„land, oder in andere Mastländer gebracht, „dort geweidet, und mit dortigem Klee-

„(Klee) vollauf gefüttert werden: so geben sol-
„che schon binnen drei Tagen zweimal so viel
„Milch, als in ihrer Heimath; und wenn auch
„solche von einem kleinen Bullen trächtig dort-
„hin gekommen: so bringen selbige dennoch
„ein schönes großes Kalb, und werden dieserlei
„Kühekälber im vierten Gliede schon so groß,
„als dortiges schweres friesländisches oder
„Mastvieh ist; so, daß eine Kuh für vierzig
„bis fünfzig Thaler verkauft werden kann. Da
„nun dieses mehr, als fünfzig tausendfältig
„versucht, und in diesen leztern zehen Jahren,
„da in Hollstein, Ostfriesland, Holland, Mast-
„land, alles Vieh fast weggestorben, und viel
„tausend Stück klein Vieh aus Noth hat müs-
„sen dorthin geschafft werden, welches im vo-
„rigen Jahrhunderte auch schon passiret: so ist
„doch binnen zwölf bis fünfzehen Jahren wie-
„der vierzig Thaler Vieh alldort. Aber das
„macht die Eigenschaft der Gegend." Diese
ganze Stelle ist um so viel beweisender, da
Herr von Eckard sie gewiß nicht in der Ab-
sicht anführete, um die Veredlung des Viehes
dadurch möglich zu machen, sondern vielmehr

um darzuthun, daß jede Gegend ihre vorzüglichen Eigenschaften hätte, und daß die eine Gegend das schlechteste Vieh in das Größeste verwandeln könne; die andere Gegend hingegen verdammt sey, kleines Vieh zu haben, sogar daß auch das ausländisch gekaufte große Vieh im dritten oder vierten Gliede in das nämliche ländliche kleine Landvieh müßte ausgeartet seyn. Auch diesen leztern Saz beweiset er durch Erfahrungen; ich habe sie aber nicht nöthig anzuführen, da wir unter uns leider! Beispiele genug haben, daß das große schwere Schweizervieh nach und nach in Landvieh ausarte. Herr von Eckard wußte noch nicht, daß man der Natur durch Kunst zu Hilfe kommen, durch Verbesserung der Wiesen, durch häufigen Anbau von Klee u. s. w., und durch Stallfütterung dem Viehe eine bessere Nahrung mit großem und überwiegendem Vortheile verschaffen könne, als durch die magern Viehweiden möglich sey. Daher gilt, was er sagt, nur von den natürlichen Wiesen oder Weidgängen jeder Gegend, und darin hat er sicher recht, daß nämlich das allerschönste Vieh bei dem

schlechten Grase, und auf den magern inländi-schen Weiden in kleines Vieh ausarten, hingegen das kleine Landvieh auf fetten und grasigten Weiden nach und nach in großes Vieh sich veredeln müsse.

(Eben da dieß abgedruckt werden soll, erhalte ich die von dem vortreflichen Herrn Suckow zu Jena mit herrlichen Bemerkungen bereicherte neue Auflage des Herrn von Eckards Experimental-Oekonomie. S. 152 fügt dieser berühmte Lehrer eine Anmerkung bei, die gänzlich mit meinen Gedanken übereinstimmet, und bezenget, daß bei der Veredlung des Viehes es blos auf die Güte der Wartung und der Fütterung ankomme. Ich empfehle diese neue Auflage eines sehr brauchbaren Werkes, welches voll der besten Erfahrungen ist, aber auch beträchtliche Vorurtheile hegte, da der Verf. sein Ländlich, Sittlich überall durchsetzen wollte, allen Landwirthen nun um so mehr, da Suckow dieses klassische Werk durch seine Anmerkungen zu reinigen, und zu bereichern beflissen war.)

Aus diesen Erfahrungen folgt also sonnenklar, daß das große und kleine Vieh nicht verschiedener Art sey, sondern daß seine Größe oder Kleine nur von der Fütterung abhange; und daß es also auf die Kenntniße, und den guten Willen des Besitzers ganz allein ankomme, großes oder kleines Vieh zu haben. Wird er sein kleines Landvieh beständig und zu allen Zeiten mit kräftigem und nahrhaftem Futter ordentlich und vollauf füttern: so wird er seine Zuzucht dadurch so veredeln, daß er in seinem Stalle eine große Nachzucht davon bekommen wird, ohne genöthiget zu seyn, ausländisches Vieh zu kaufen, und Andere dasjenige verdienen zu lassen, was er selbst verdienen kann. Durch diese nach und nach sich ergebende Veredlung wird er die wahre Behandlungsart des Viehes am allersichersten und besten erlernen, solche seinen Kindern unvermerkt beibringen, und also die bessere Pflege zur Landessitte machen; da hingegen, wenn er großes Vieh mit schwerem Gelde erkaufet, und erst bei diesem die wahre Pflege erlernen will, er noch sehr oft Fehler begehen kann, die seinen Viehstand

rückgängig, und ihn oft so kleinmüthig machen können, daß er mitten im Versuchen stehen bleibt, und nach und nach sich wieder dahinreissen läßt, die landesübliche Art der Fütterung beizubehalten.

Erster Abschnitt.

Wahre Methode, jede Art Rindvieh nach und nach in schweres sogenanntes Schweizervieh umzuändern, und zu veredeln.

Nun ist es die Frage, welches die besten Mittel seyen, mit dem wahren Vortheile des Landmannes die Viehzucht so nach und nach zu verbessern, daß in kurzer Zeit das kleine Vieh in großes Vieh sich veredeln könne. Daß man bei dem jungen Viehe anfangen müsse, daran wird Niemand zweifeln, indem das alte Vieh bei voller Nahrung zwar mehr Milch geben, oder fett werden muß, aber an Größe doch nicht mehr zunehmen wird. Eigentlich sind drei Zeiträume, und wenn man diese wohl beobachtet: so kann es nicht fehlen, es muß aus dem elen-

desten Landviehe im dritten oder vierten Gliede großes Vieh entspringen.

Erster Zeitraum.

Vor der Geburt.

Wenn die Mutter von einem krüppelhaften elenden Farren belegt wird: so ist es schon ein großer Fehler, und man muß eine Art von inländischen Farren erwählen, der an Größe und Schönheit unsere gewöhnlichen Farren weit übertrift. Doch, was den Farren anbelangt, werde ich nachher noch etwas zu erinnern haben.

Zweitens muß man die Mutterkuh wenigstens sechs Wochen trocken stehen lassen, und sie in dieser lezten Zeit eben so gut und nahrhaft füttern, als wenn sie frischmelkend wäre. Viele unkluge Hausväter melken die hochträchtige Kuh so lang als möglich, nehmen dadurch dem Kalbe alle Nahrung, indem eine hochträchtige Kuh niemals viel Milch giebt. Und diese wenige Milch, die sie dem Kalbe zu ihrem großen Schaden wegstehlen, ist eine mit von den Hauptursachen der verkrüppelten Kälber. Ja, man kann diesen Schaden oft nachher mit

dem größten Fleiße und Kosten nicht mehr ersetzen, weil solche Kälber träg sind, nicht recht saufen, und also gar keinen gedeihlichen Wachsthum haben können. Andere, eben so unkluge Hausväter geben der Mutterkuh, wenn sie nun trocken stehen, schlechters oder weniger Futter, und bedenken nicht, daß der kleine Vortheil, der ihnen dadurch zuwächst, ihr größter Schaden sey; denn, da das Kalb im Mutterleibe keine volle Nahrung erhält, und also nicht mit dem muntern und starken Körper geworfen wird, so muß es ja verkrüppeln. Man nehme es also als eine untrügliche Regel an, daß ein im Mutterleibe verkrüppeltes Kalb schwerlich oder gar nicht mehr dasjenige nach seiner Geburt erlangen könne, was es vor seiner Geburt hätte zunehmen, und bereits mitbringen sollen. Es kömmt schwach und unreif auf die Welt, und um diesem großen Fehler vorzubeugen, lasse man die Mutterkuh bei vollem gehörigen Futter wenigstens sechs Wochen lang trocken stehen.

Zweiter Zeitraum.

Nach der Geburt bis zum Entwöhnen von der Milch.

Wenn das Kalb zum erstenmale die Kuh recht ausgesoffen hat: so gewöhne man es gleich, seine Milch aus der Schüssel zu saufen, wie solches Pfeifer und mehrere Schriftsteller angeben. Das Entwöhnen der Kälber ist sowohl der Mutterkuh, als dem Kalbe nachtheilig, und störet Lezteres außerordentlich in seinem Wachsthume.

Ferner gebe man dem Kalbe so viel Milch, als es nur saufen mag, und geize da nicht wieder, wie viele Hausväter zu ihrem unsäglichen Schaden zu thun gewohnt sind, die Wunder glauben, wie sie die Haushaltungskunst verstehen, wenn sie überall dem Kalbe etwas abzwacken können. Da es die Frage ist, aus geringerm Viehe Groẞes zu erziehen; und da gar viel auf das Milchtränken ankommt, so will ich mich hierüber etwas umständlicher erkären.

Die ersten sechs Wochen muß man dem Kalbe schlechterdings so viel Milch geben, als es

nur saufen mag; und damit man ihm desto mehr geben könne, ohne daß es erkranke, so soll man ihm solche des Tages viermal kühwarm darreichen. Zugleich lege man ihm immer von Zeit zu Zeit eine Hand voll dürres Kleehen, oder anders kräftiges Heu vor, damit es sich bei Zeiten übe, fressen zu lernen; und wenn das Kalb acht Tage alt ist: so reiche man ihm immer des Tages ein- oder zweimal eine halbe oder ganze Stunde nachher, als es Milch gesoffen, frisches Wasser dar, welches es begierig saufen, und dadurch den Lusten zur Milch nicht verlieren, auch keinen Durchfall so leicht erhalten wird; nur hüte man sich, das Wasser ihm nicht vor der Milch zu geben, weil es sich sonst am Wasser satt saufen, und keine Milch nehmen würde.

Wenn man auf diese Art frühzeitig die ganz jungen Kälber an gutes Heu und Wasser gewöhnet: so werden sie nicht allein den Lusten sich zu sättigen erhalten, sondern man wird sie auch nach und nach von der Milch entwöhnen können, ohne daß sie so erstaunend vom Leibe abfallen, wie es bis jezt geschieht. Die-

ses Verlieren des Milchfleisches ist ohnehin bei Veredlung des Viehes ein sehr gefährlicher Umstand, und setzet die Kälber außerordentlich zurück. Man muß ihm also mit vieler Achtsamkeit begegnen, und dieß Leztere ist nicht anders möglich, als daß man ihm wenigstens eine lange Zeit die Milch lasse, und zwar so lang, bis es sich an das andere Futter gänzlich angewöhnet hat, und sich an demselben ganz satt fressen kann. Nach meiner eigenen Erfahrung, die mir ganz zu Glücke geschlagen, habe ich gefunden, daß folgendes Verhältniß das Allerbeste, und zugleich das Allerwohlfeilste sey.

Wenn die Kälber sechs Wochen lang so viel Milch, als sie nur gemögt, gesoffen haben: so fängt man nachher in der siebenten Woche an, ihnen täglich nur drei Maas Milch zu geben; in der achten Woche vermindert man solche auf zwei Maas, und in der neunten Woche fängt man an, ihnen nur täglich eine Maas zu geben, und so fährt man fort, bis sie zwanzig Wochen zurück gelegt haben. In dieser lezten Zeit gewöhnet man die Kälber an allerhand

Fütterungen, wählet aber vorzüglich solche heraus, die nahrhaft und kräftig sind. Giebt es Klee, so muß man diesen frischen Klee immer mit etwas Heu vermengt vorlegen, vorzüglich aber reiche man ihnen Oelkuchen, und sonst dergleichen kräftiges Futter; und so werden sie nicht allein in ihrem Wachsthume keine Minute still stehen, sondern bei immer guter Gesundheit darin außerordentlich zunehmen.

Haben die Kälber diesen Zeitraum erreicht: so ist ihre übrige Pflege gutes kräftiges Futter, womit sie täglich zwar recht vollauf gefüttert werden, das man ihnen aber jedesmal nach und nach in ganz kleinen Portionen darreichet, um die Unlust zum Fressen, auch das Verderben des Futters zu verhindern.

Dritter Zeitraum.

Vom Abgewöhnen bis zur Benutzung des Viehes.

Jedoch hier ist wieder der Geiz des Hausvaters schuld, der die schönsten Hoffnungen immer vereitelt. Man hat dem jungen Viehe den Namen Geldvieh beigelegt, das heißt,

Vieh, das keinen unmittelbaren Nutzen bringt. Und weil die wenigsten Hauswirthe, auch Jene, die es vermögen, die Kunst verstehen, ihrem Viehstande etwas zu borgen, wenn sie gleich doppeltfältigen Nutzen daraus ziehen könnten; so ist die Gewohnheit eingeschlichen, alles Geldvieh, so gering als möglich ist, zu füttern. Winters muß es sich mit Stroh, Sommers mit der Weide begnügen, daher muß es verkrüppeln. Der kluge Hauswirth hingegen, der da weiß, was für ein sicheres Kapital er durch die Zuzucht gewinnt, wird diese böse und verderbliche Gewohnheit bei sich abschaffen, und das junge Vieh, so wie die frischmelkenden Kühe füttern, und ihnen kräftiges und nahrhaftes Futter im Stalle geben.

Außerdem ist nöthig, daß man das junge Vieh erst recht auswachsen lasse, ehe man daran denket, Nutzen zu ziehen. Das Tochterkalb muß zwei ganzer Jahre alt seyn, ehe man es belegen läßt, und der Stier wenigstens anderthalb Jahre, ehe man ihn zum Farren gebrauchet. Aber man ist so nachläßig oder vielmehr zu geizig, als daß man diese Zeit ab-

warten könnte, und läßt das Tochterkalb schon im ersten Jahre belegen. Was kann da Gedeihliches aus der Zuzucht heraus kommen? Jedoch ist auch nicht jedes Kalb zur Zuzucht tauglich. Jene von alten Kühen verdienen die wenigste Aufmerksamkeit, weil die Kuh während ihrer Trächtigkeit die Milch, die zur Nahrung des Kalbes hätte ganz verwendet werden sollen, schon gewohnt ist, dem Hauswirthe solche abzugeben. Ueberhaupt ist es richtig, daß, je weniger eine Kuh Milch giebt, desto schönere Kälber wirft sie. Weil es aber zu kostspielig wäre, solche Kühe zu ernähren: so muß man sichs zur Regel machen, nur von jungen Kühen die Kälber anzubinden.

Wer aber nun keine junge Kühe hat, und dennoch gern die Veredlung seiner Zuzucht mit seinem gegenwärtigen alten Viehe anfangen will, dem würde ich rathen, die Tochterkälber von alten Kühen wenigstens dritthalb Jahre bei reichlichem Futter heran wachsen zu lassen, ehe man sie vom Farren belegen läßt. Doch ist es auf dem Lande, wo man die Milch nicht so gut zu Gelde machen kann, allemal vorzüg-

licher, junge Kühe zur Zuzucht zu bestimmen; und wenn die Kühe vier oder fünf Kälber geworfen haben, sie alsdann an solche Orte zu verkaufen, wo die Milchkühe wegen dem hohen Milchpreise in gutem Werthe sind. Ist dieß einmal in einer Gegend üblich: so werden die Städter sich bald da einfinden, und solche Kühe dem Eigenthümer reichlich bezahlen. Denn der Städter braucht alte und gute Milchkühe; der Landmann hingegen zu seiner Zuzucht junges und starkes Vieh.

Endlich ist die Auswahl vom Farren eine sehr wichtige Sache, bei der man ebenfalls nicht gleichgiltig seyn darf. Je schöner, wohlgenährter und größer dieser ist, je schönere Kälber hat man zu erwarten. Doch ich will hievon nichts reden, weil wir in unsern gesellschaftlichen Schriften diesen Punkt schon hinlänglich erörtert haben. Nur erinnere man sich fleißig, daß es auf Diesen allein nicht, wie viele glauben, ankomme, und daß eine Veredlung der Zuzucht gewiß nicht zu erwarten sey, wenn nicht alles oben Erinnerte zugleich mit beobachtet wird.

Eine sehr wichtige Hinderniß bei der Veredlung des Landviehes ist aber gewiß diese, daß der Pfälzer Hausvater diese sehr wichtige Sorge für sein Vieh dem weiblichen Geschlechte ganz überläßt, und sich beinah schämet, Hand anzulegen. Der Mangel von hinlänglicher Ueberlegung, die Verdrossenheit, die ewige Zerstreuung, und vorzüglich die Gierigkeit, einen baaren Kreuzer zu erwischen, die vielen von diesem Geschlechte eigen ist, ist gewiß schuld, daß wir so elendes Landvieh haben. Sie haben einmal die Fähigkeit nicht, das Vieh in jener Ordnung zu füttern, die das Vorzüglichste ist, geben bald zu wenig, bald zu viel; und wenn sich auch ein Zufall ereignet, so wissen sie sich gar nicht zu helfen. So lang also der Pfälzer Hausvater die Sorge für seinen Viehstand nicht selbst übernimmt, entweder sein Vieh selbst füttert, oder wenigstens sich Knechte dazu hält, die es unter seiner Aufsicht thun: so lang ist wenig Hoffnung da, daß es besser gehen werde. Indessen ist zu hoffen, daß der große Lohn, den man den bei uns sogenannten Schweizern giebt, (denn selten sind

sie

sie wirkliche Schweizer) dem männlichen Geschlechte die Augen öffnen, und sie geschickt machen werde, den Kühstall zu besorgen.

Ich habe bis hieher die Möglichkeit gezeigt, unser schlechtes elendes Landvieh in Großes zu veredeln, und dabei voraus gesezt, daß man es zu keiner Zeit auf die Weide gehen lasse, auch zu keiner Zeit warm tränke, sondern immer auf die Tränke treibe. Nun will ich zeigen, wie viele Jahre erfoderlich sind, um diesen Endzweck zu erreichen. Gesezt, der Hausvater erhielt den 1. Jänner 1776 ein Tochterkalb von einer Kuh, die schon fünf bis sechs Kälber geworfen hat; ernährte die Mutter und dieß Tochterkalb nach meiner oben angezeigten Vorschrift, ließ das Tochterkalb erst nach 30 Monaten von einem gesunden wohlgebildeten starken Farren belegen: so würde er im März 1779 von Dieser ein Kalb erhalten, so schon die Zeichen seiner Veredlung an sich haben würde. Ist es ein Tochterkalb, so kann dieses nun nach 33 Monaten ein noch schöneres Kalb, als es selbst war, werfen, und der Hausvater hat zu Ende von 1781 schon die allerschönsten

Hoffnungen, daß, wenn auch dieses Kalb ein Tochterkalb ist, er nun nach andern 33 Monaten seine Absicht meistens erreicht haben, und im 1785sten Jahre von Dieser Kälber erhalten werde, die dem sogenannten Schweizerviehe wenig oder nichts nachgeben werden. Er hat also längstens in einem Zeitraume von neun bis zehen Jahren seine Viehzucht so veredelt, daß er alsdann, statt seines Rindviehes, das kaum 250 bis 300 Pfund wog, nun Solches im Stalle hat, das 600 bis 700 wiegen kann. Ich habe zwei Tochterkälber gesehen, die noch nicht geworfen hatten, und deren Jedes gewiß 900 Pfund gewogen haben; sie waren von einer ausserordentlichen Größe, Länge, Weite und Höhe, und der Eigenthümer wollte sie nicht für acht Louisd'or erlassen, sondern unumgänglich 100 Gulden für das Stück haben, und zwar zu einer Zeit, wo das Vieh sehr im Preise gefallen war, und beinah die Hälfte weniger als sonst kostete, nämlich im Herbste 1775. Was sind nicht von solchen Erstlingen für Kälber zu hoffen? — Ich erwarte den Einwurf nicht, daß die Veredlung nicht so schnell gehe, weil

die Farrenkälber die Ordnung unterbrechen. Der Hausvater, dem der Versuch am Herzen liegt, wird nicht mit einer Kuh, sondern mit seinem ganzen Stalle den Versuch anfangen, und wenn man nur einmal Erstlinge hat, die kalben, so geht es nachher geschwind.

Zweiter Abschnitt.

Berechnung und Vortheile dieser Veredlungs-Methode.

Ich habe bisher die Art gezeigt, wie man das kleine unansehnliche Landvieh in großes schweres Vieh nach und nach veredeln könne. Nun will ich auch zeigen, daß dieses mit dem Vortheile eines jeden, armen und reichen Hauswirthes geschehen könne und werde. Alles dieses hängt von dem Berechnen ab, und ich will dieses jezt genau vorlegen. Jedoch erinnere ich zum voraus, daß diese Rechnung nur für jene Landwirthe gilt, die ihre Milch nicht vortheilhafter als zu Butter und ordentlichen Käsen zu verwenden wissen, und gar nicht für Jene, die die Maas Milch zu vier bis fünf

Kreuzer verkaufen, oder sonst in gleichem Preise verwenden können. Leztere thun immer besser, sich der Zuzucht gänzlich zu entschlagen, und sich nur solche Kühe anzukaufen, die schon vier Kälber geworfen, und die die Kennzeichen einer guten Milchkuh an sich haben.

Wenn man die Milch zu Butter und Käs verwendet: so hat man wenigstens acht Maas Milch zu einem Pfunde Butter nöthig; aus dem Ueberreste können noch drei Käse verfertigt werden, deren Jeder einen Kreuzer kostet. Ist der Butter im besten Preise: so kann ihn der Hausvater in seinem Hause nicht höher als für zwölf Kreuzer absetzen. Folglich ist der Erlös von acht Maas Milch fünfzehen Kreuzer, die Maas also weniger als zwei Kreuzer. Kostet aber der Butter acht Kreuzer, wie er dermalen (im Jahre 1775) im Oberamte Bretten, Hilsbach, den Karlsruhischen und Wirtembergischen Orten, und auf den Bauernhöfen im Preise ist: so gewinnt man nur zwei Kreuzer für Käse, folglich für acht Maas Milch zehen Kreuzer. Die Maas beträgt alsdann nur einen Kreuzer und einen Pfenning. Nimmt man nur

den Mittelpreis: so kann aus acht Maas Milch durch Butter und Käse mehr nicht als zwölf Kreuzer gewonnen, folglich die Maas Milch nicht höher, als zu ein und einen halben Kreuzer angerechnet werden. Diese Berechnung sey nun unser Maasstab. Sie ist offenbar sehr stark. Denn der Hausvater muß noch viele Zeit, Mühe, auch Auslagen verwenden, ehe er nur die Milch in diesem Preise anbringen kann.

Sechs Wochen lang soll das Kalb so viel Milch bekommen, als es zu saufen vermag. Ich

	fl.	kr.
will einen Tag in den andern 4 Maas rechnen. Zusammen 168 Maas, kosten	4	12
In der siebenten Woche bekommt es täglich 3 Maas, zusammen 21 Maas. — In der achten täglich 2 Maas, zusammen 14 Maas. — Von der neunten bis zur ein und zwanzigsten Woche täglich 1 Maas, beträgt in 12 Wochen 84 Maas; alles zusammen 178 Maas	2	58
An Heu kann man in den ersten vier Wochen nicht mehr rechnen, als höch-		
	7	10

stens 1/2 Zentner. Von der fünften Woche bis zu Ende der achten Woche täglich 4 Pfund, oder wöchentlich 1/4 Zentner, zusammen 1 Zentner. Von der neunten bis zur ein und zwanzigsten Woche täglich 8 Pfund, oder wöchentlich 1/2 Zentner, macht in 12 Wochen 6 Zentner; alles zusammen 7 1/2 Zentner Kleeheu, kostet der Zentner 40 Kreuzer

	fl.	kr.
stens 1/2 Zentner ... 40 Kreuzer	5	—
	12	10

Vielleicht denkt mancher Hauswirth, daß dieß viel Geld sey, aber es ist zu verzeihen, weil er nur nach seiner kleinen Viehart rechnet. Ein vierwochigtes Kalb, von großer Art, bezahlen unsere Mezger gern für zwölf bis fünfzehen Gulden. Und hier hat der Hausvater eines gezogen, das ihn zu Ende der zwanzigsten Woche nicht mehr kostet. Ueberlegt er ferner, daß all die viele Milch, die er seinem Kalbe gab, nur sieben Gulden zehen Kreuzer betrug, und daß hingegen das ungleich elendere und kraftlosere Heu ihn fünf Gulden gekostet; so wird er gewiß überschlagen lernen, daß

die Milch viel wohlfeiler, und daß es eine gar übel berechnete Handlung sey, wenn er seinen Zugkälbern die Milch so frühzeitig wegnimmt, um sie zu dem ungleich theuerern und ungleich kraftlosern andern Futter anzugewöhnen. Auch bei jenen Kälbern, die der Hausvater dem Mezger verkaufen will, ist die Milch am theuersten angebracht, wenn er sie dem Kalbe Alle zuwendet. Das Kalb verwandelt solche in Fleisch, und der Mezger, der nur nach dem Gewichte kaufet, wird ein solch gemästetes Kalb ungleich besser bezahlen, als wenn die geizige Hausmutter dem Kalbe die Milch entwendet, um daraus Butter und Käse zu machen. Aber wie viel Hausväter haben überschlagen und rechnen gelernt. Die Meisten handeln auf geradewohl, und so gehen auch ihre Sachen auf geradewohl, bald gut, bald schlecht, und dennoch trotzen sie auf Erfahrung.

Ein von Städten entfernter Landwirth wird also seine Milch nicht theuerer anbringen können, als wenn er sie an Kälber von jungen Kühen verwendet, die durch reichliche und lang fortwährende Milchnahrung gewiß so erstarken

werden, daß sie in einem Jahre die Krone seines Stalles seyn müssen. Und überlegt der Hausvater, daß, wenn er etliche Pfund Butter gemacht hat, er erst warten muß, bis ein Aufkaufer erscheint, der ihn dann wegen dem Preise zwacket, und daß er oft die wenigen eingenommenen Kreuzer nicht so recht zu Rathe hält: so wird er finden, daß seine Kälberzucht für ihn ein rechter Spartopf sey, wo er seine überflüßigen Sachen nach und nach aufhebt, um auf einmal ein großes Stück Geld zu erheben, womit er sich dann auch helfen kann.

Freilich ist es von dem Bauern nicht zu erwarten, daß er mit dieser Veredlung anfangen werde. Viele druckt der Kummer und das Elend so, daß sie sich gar nicht zu helfen wissen, und ein baarer Kreuzer ihnen oft lieber ist, als ein gewisser Gulden, den sie über das künftige Jahr erst erheben können. Dieser Mangel an Ueberlegung, diese Kleinmüthigkeit ist auch schuld, daß sich der Bauer nicht recht erholt, oder gar still steht und verdirbt; gar nicht jene Ursachen, die man gemeiniglich beschuldigt. Es ist also die Pflicht des besser

denkenden Menschenfreundes, und Jener, die schärfere Einsichten haben, den armen kleinmüthigen Bauern durch Beispiele zu ermuntern, und ihm durch Rathschläge den Weg zu zeigen, den er einschlagen muß, wenn er von seinem Viehstande wahren Nutzen schöpfen will. Und von Ihnen, verehrungswürdige Mitglieder dieser patriotischen Gesellschaft, darf ich hoffen, daß Sie auch hierin dem armen Unterthanen Ihrer Gegend mit treflichem Beispiele vorleuchten werden. Sie, die Sie schon in vielen Stücken verehrungswürdige Beispiele aufgestellt haben. Gewiß, Sie werden das allergrößte Verdienst davon tragen, wenn Sie alles anwenden werden, das armselige Landvieh Ihres Oberamtes in großes und schweres Vieh umzubilden, und ein kurzer Zeitraum von 10 bis 15 Jahren wird alles dieß zu bewerkstelligen im Stande seyn.

Anmerkungen vom Jahre 1804.

Als ich in dem Jahre 1775 diese Abhandlung schrieb, war es Mode, bei der in der

Pfalz täglich sich mehr verbreitenden Aufnahme der Landwirthschaft große Vieh-Racen auf einmal haben zu wollen. Hiezu erwählte man die kostbare Methode, Schweizerkühe und Schweizerfaseln sich anzuschaffen, die theils auf der Stelle schon theuer im Ankaufe waren, theils durch die Ankaufs-Methode, und durch die Herbeischaffung auf Ort und Stelle, noch theuerer wurden, besonders da auch Manche unterwegs verunglückten. Der lang verstorbene Regierungsrath und damalige Landschreiber des Oberamtes Heidelberg, Herr von Wrede, der auf seinem Landgute zu Langenzell eine solche angekaufte Schweizerei hatte, war der Urheber dieser Methode; und weil Er ein Mann von großem Ansehen, von mächtigem Einflusse, besonders in dem Oberamte, war, und dabei eine große Ueberredungsgabe im Vortrage hatte: so ward diese Ankaufung von schwerem Viehe bald allgemein Sitte; und diesem baaren Geldausgange, und vorzüglich dem höchst seichten Vorurtheile zu begegnen, als wenn diese Schweizerrindvieh-Race eine eigene Art wäre, schrieb ich damals diese Abhandlung. Aber diese Mode,

ausländische Farren, und ausländische Kühe zu kaufen, nahm bald ein Ende, theils weil den Meisten die Auslagen zu kostspielig waren, theils weil bei dem sich jährlich mehr ausbreitenden Kleebaue, und dadurch mehr erhaltenem Futter jeder Bauer einsah, daß sich sein Rindvieh jedes Jahr verschönere. Vorzüglich war diese Verbesserung in dem Odenwalde höchst merkwürdig. Diese hatten in dem Jahre 1758, als ich in pfälzische Staatsdienste trat, wahrhaft verkrüppeltes Rindvieh, und wahrhaft verkrüppelte Pferde, so daß man beinah auf den Gedanken hätte kommen sollen, diese Racen müßten eine ganz eigene Art seyn. Nachdem aber theils durch den Herrn Regierungsrath von Wrede, theils durch andere Männer, die, wie wahre Volkslehrer, in den dortigen Gegenden die Güte des Kleebaues unaufhörlich lobpriesen, worunter sich vorzüglich einige Schullehrer auszeichneten, die ganz enthusiastisch hierin waren, nahm der Kleebau in dieser wahrhaft bisher ganz verarmten Gegend so zusehends überhand, daß nicht allein der Viehstand sich sichtbar in ganz kurzer Zeit hob, sondern der

ganze Wohlstand dieser Gegenden auffallend zunahm.

Ein eben so merkwürdiges Beispiel lieferte die Amtskellerei Hilsbach, die zu der nämlichen Zeit (1758) beinah bettelarm war. Der um dieselbe Zeit dorthin gekommene Beamte, der ebenfalls nun verstorbene Regierungsrath Jung, führte nicht allein auf seinen eigenen Gütern Kleebau und Stallfütterung ein, sondern er veranlaßte auch, daß die Einwohner dieser Kellerei sich dem Kleebaue widmeten. Unbegreiflich war es, wie schnell sich diese ganz verarmte Amtskellerei Hilsbach erholte, so daß keine Spur ihres ehemaligen Elendes sich jezt mehr daselbst vorfindet. Beide Gegenden sind ein lautes Beispiel, was ein Landbeamter durch eigenes Beispiel, durch seinen immer sehr starken Einfluß, und durch seine Empfehlung einer wirklich nüzlichen Bauart bewirken kann. Ein eben so laut redender Beweis ist die große Nuzbarkeit des Kleebaues, dessen allgemeine Verbreitung dieß Alles bewirkt hat.

Diese zur Mode gewordene Einfuhr von Schweizervieh verlor sich daher bald, so wie

sich jede Mode in der Landwirthschaft bald verliert, die nicht auf ächten Grundsätzen beruht. Denn die Erfahrung widerlegt alle zur Mode gewordene und nicht auf wahren Grundsätzen beruhende landwirthschaftliche Vorschläge, und dieß sollten sich Jene merken, die oft zu schnell etwas zur Mode machen wollen, um sich dadurch eine Celebrität zu erwerben, die gewöhnlich eben so schnell verloren wird, als man solche erworben hat. Nur ist bei dem Verlieren mehr Verlust, und ewiges Vergessen oft der geringste Nachtheil. Ich habe hievon nur gar zu häufige Erfahrungen gehabt. Der in seine eigenen Kräfte zu wenig Vertrauen habende Deutsche ist immer durch Nachahmungssucht hingerissen worden. Und während der Deutsche alles Auswärtige anstaunt, vergißt er sich selbst und seine eigenen wahren Verdienste. Hievon hat die Landwirthschaft die traurigsten und kostspieligsten Erfahrungen gehabt. So lang ich nur denke, hat man sich die Franzosen und die Engländer zu Muster genommen, vorzüglich die Leztern, die die eigene Kunst besaßen, dem ganzen Europa sich als Muster aufzudrän-

gen. Und wenn auch diese Mode von Zeit zu Zeit sich verlor, so gab es dennoch immer wieder Deutsche, die diese Mode wieder aufwärmten, und sich selbst dadurch Ruf und Ehre zu erwerben suchten. Ich will hier der Kürze wegen nur zwei solcher Moden berühren. Wie viel Geld wanderte nicht für Saamen von Futterkräutern nach England? Und was waren es für Futterkräuter? Meist solche, die wir in Deutschland mit Füßen traten, oder die längst bekannt waren. Hierin hat sich nun die Sache geändert. Das ehemalige Oberamt Lautern treibt nun einen beträchtlichen Handel mit weißem Kleesaamen nach England, welcher Handel von Frankfurter Handelshäusern besorgt wird. Anfänglich machten diese Häuser ein Geheimniß aus diesem Handel, und man konnte nicht erfahren, wohin sie diese außerordentliche Menge von weißem Kleesaamen absezten. Die Einwohner, denen dieser Verkauf eine überaus reiche Nahrungsquelle war, bekümmerten sich auch nicht sehr darum, vermehrten aber dessen Anbau des Saamens wegen sehr stark, wozu diese bergigte Gegend gar vorzüg-

lich geeignet ist. Nach und nach entwickelte es sich, daß der Saamen nach England gieng, und seit einigen Jahren weiß man nun, daß die Engländer ihn zur Besaamung desjenigen Feldes verwenden, welches sie mit ihrem Viehe abweiden lassen. Die Mode hat sich also jezt geändert. Der Deutsche, im Ganzen genommen, läßt keine Futterkräuter-Saamen mehr aus England kommen; im Gegentheile wandern jezt jährlich beträchtliche Summen aus England in die Lauterer Gegend.

Ein zweites Beispiel sind die Menge von nordamerikanischen Baumsaamen, die man über England bezog. Deutsche Männer, die sich dadurch einen Ruf machen wollten, suchten diesen nach und nach sich verlierenden Ausfluß von baarem Gelde dadurch wieder flüßig zu machen, daß sie den ungesäumten Anbau dieser Holzarten zum dringendsten Bedürfniße machten, unsere Waldungen ihrem gänzlichen Verfalle zu entreissen. Und doch hat es die Zeit bewiesen, daß die allermeisten dieser Holzarten wahres Forstunkraut sind, und daß vielleicht nur eine Einzige unsere Holzarten an Güte übertrift,

die deutschen Holzarten aber den Besten unter den Uebrigen ganz gleich stehen.

So war immer der Charakter der Deutschen beschaffen. Weniges Vertrauen auf eigene Kräfte, hingegen ein unwiderstehlicher Hang, sich nach andern Nationen zu bilden. So lang diesem kleinmüthigen Charakter nicht entgegen gearbeitet, und dem Deutschen Vertrauen in sich selbst, das er doch im höchsten Grade verdient, eingeflößt wird, wird er immer ein Nachahmer bleiben, seinen eigenen Charakter dadurch entweihen, und sich ohne alle Ursache vor einer Nation beugen, deren Stolz ohnehin ohne alle Gränzen ist. In diesen Irrwahn ist ein neuer Schriftsteller verfallen, der den Deutschen die englische Landwirthschaft mit Wärme empfehlen will, ohngeachtet ich wenigstens glaube, daß ein wahrer deutscher Landwirth die Landwirthschaft seines eigenen Vaterlandes studieren sollte, ehe und bevor er Eine anpreisen will, von der es noch lange nicht entschieden ist, ob sie vor der bessern deutschen Landwirthschaft wirklich Vorzüge verdient. Denn man muß die Landwirth-

schaft eines Landes nicht nach einzelnen Beispielen, sondern nach der des ganzen Staates beurtheilen. Im ersten Bändchen dieses Werkchens habe ich bereits S. 114 des D. Clarke Berechnung des in England angebauten, und öde liegenden Landes angeführt. Hier will ich des Herrn Sinclair Schätzung von den in England öde liegenden Aeckern beifügen. Da das Werk Communications to the Board of agriculture. Vol. I. dem größten Theile meiner Leser schwerlich eigen seyn wird, so führe ich die Stelle aus Beckmanns physikalisch-ökonomischen Bibliothek. 22. B. 3tes St. an, welches Werk in sehr vielen Händen ist, und leicht nachgeschlagen werden kann. S. 388 heißt es: „Nach „Sinclair neuester Schätzung liegen in England und Walles noch 22,351,000 Acres unangebaut, welche leicht urbar zu machen wären, und denn die allgemeine Erndte um „30,173,850 Pfund Sterling vermehren würden, wobei ein Acre nur für 1 Pfund Sterling 7 S. gerechnet wird. Alles ungebaute „Land in Schottland betrage gegen 14,200,000 „Acres, so daß man für ganz Grosbrittanien

„22 (?) Millionen Acres rechnen könne.“ Wie kann man ein Land zur Muster-Landwirthschaft empfehlen, in dem eine so ungeheure Anzahl unangebautes Land ist, das doch so leicht urbar zu machen seyn soll. Viel leichter würde es seyn, eine große Anzahl von Muster-Wirthschaften in Deutschland zu empfehlen, die die englischen wenigen Beispiele weit übertreffen würden, wenn der Deutsche nicht zu mißtrauisch in sich selbst, und leider gleichsam zum Nachahmer gestempelt wäre. So lang der Engländer bei seiner Methode beharrt, und unerschütterlich stehen bleibt, seinen Futterwachsthum durch sein eigenes Vieh abweiden zu lassen, das Futtergewächs mag auch seyn, welches es will, so lang verdient seine Wirthschaft von keinem Deutschen nachgeahmt zu werden. Denn dieß ist nur Bedürfniß bei Landgütern von sehr großem Umfange; und vor solchen wolle der deutsche Schuzgeist unsere Nation bewahren, weil durch diese der größte Theil von Bauern zu der elendesten Klasse von Menschen herabgewürdigt werden würde. Die Empfehlung von englischen Werkzeugen zur bessern

Kultur des Landes ist auch nicht so gegründet. Es liegt in dem englischen Charakter, der auf dem Reichthume dieser Nation beruht, welcher Reichthum aber gar nicht von der Landwirthschaft, sondern von ihrem ausgebreiteten Handel herrührt, wodurch England beinah alles baare Geld, wenigstens von Deutschland, ja man kann sagen, beinah von der ganzen Welt an sich zieht, und gleichsam verschlingt, daß diese reiche Nation allerhand zu ihrer Veränderung haben muß, womit sie sich die Zeit verkürzt. Man darf nur die englischen Miscellen ansehen, wo in jedem Monate eine solche Menge von Erfindungen bekannt gemacht werden, vor welchen der größte Theil von Deutschen erschrickt, und bei seinen beschränkten Vermögens-Umständen froh ist, daß er dieser herrlichen Erfindungen gänzlich entbehren kann. Der reichliche Absaz, den all diese Neuigkeiten haben, ermuntert jeden Künstler, diese gute Gewerbsquelle zu benutzen und so studiert Jeder in seinem Gefache, die Anzahl derselben täglich zu vermehren. So entstanden auch, und so entstehen noch täglich neue Erfindungen in

Ackerwerkzeugen, die der begüterte Landwirth, weil er reich ist, kauft, von denen aber der gewöhnliche Landwirth keinen Gebrauch macht, ja gar nichts davon weiß. Die Meisten dieser Ackerwerkzeuge sind zusammen gesezt, kostspielig im Anschaffen, und noch beschwerlicher im Anwenden, oft höchst unnöthig. So hat man zum Beispiele kostspielige Methoden erfunden, Heu in England in freier Luft aufzubewahren. In Mannheim werden diese Heuberge schon längst bei dem verstorbenen Herrn Deurer, und bei seinem Nachfolger jährlich erbaut, bei diesem ist gar kein Aufwand, und das Heu erhält sich vortreflich ohne alle diese englische Anstalten. s. meine kleinen ökonomischen Aufsätze. S. 62.

Wenn also der reiche Engländer, eben weil er reich ist, die Veränderung liebt, überall eine große Bequemlichkeit, und auch hierin auf ewige Abänderung studiert, und einen unbegränzten Trieb hat, beständig etwas Neues zu haben, um dadurch seinem ihm ganz eigenen Charakter Stoff zu der ihm wahrhaft bedürftigen Abwechselung zu verschaffen; so muß man

dadurch nicht auf die Güte der neuen Erfindungen schließen, sondern die große Bemühungen der Künstler bewundern, die diese Eigenheit des Nationalcharakters so glücklich zu benutzen, und dadurch Absaz und Nahrung sich zu verschaffen wissen. Daher verdrängt eine Erfindung die Andere, und kaum hat der Künstler die Eine ausposaunt: so studiert er gleich auf eine Neue, die ihm Erwerb verschaffen muß, wenn die Erste zu veralten anfängt. So folgt überall eine Erfindung der Andern, und diese ewige Abänderung wird so lang andauern, als die Engländer Besitzer unermeßlicher Reichthümer seyn werden. Daß die Landwirthschaft nicht zur Ausnahme gehören, beweist William Bailey kostbares im Jahre 1772 zu London herausgegebenes Werk von Beschreibungen und Abbildungen allerhand Maschinen und Modelle, wo von S. 1 — 141 lauter neu erfundene Ackerwerkzeuge vorkommen, die damals noch dazu mit beträchtlichen Prämien belohnt wurden, und die jezt, so viel mir wenigstens bekannt ist, wo nicht vergessen, doch außer Gebrauch sind. Und so wird jedes halbe Jahr in England

neue Werkzeuge schaffen, während der Zeit der Deutsche auf die Vermehrung seines Dunghaufens studiert, und in ihm das beste Ackerwerkzeug gefunden hat, die ihm die englischen Erfindungen, wo nicht unbrauchbar, doch unnöthig machen.

Man wird es mir also verzeihen, wenn ich nach meinen Grundsätzen, nach meinen Beobachtungen, und nach meiner Ueberzeugung anders denke, als Jene, die uns die englische Landwirthschaft auf das Neue so dringend anempfehlen wollen. Pflicht ist es für jeden Menschenfreund, überall das Gute und Nützliche aufzusuchen, und zu empfehlen, wenn es durch Erfahrung als nützlich sich bethätigt. Bei der Landwirthschaft aber, wie in jedem bürgerlichen Gewerbe, ist der wahre Prüfestein — Vortheil. Dieser muß ganz allein entscheiden, nicht Vorliebe, noch viel weniger Vorurtheil.

Mit wahrer Betrübniß habe ich in dieser Ostermesse 1804 zwei Werke gelesen, aus denen ich ersehen, daß man in dem nördlichen Deutsch-

lande die hier bisher vorgetragenen Grundsätze noch sehr mißkennt. Da ich mich mit Niemanden in eine Fehde einlassen will: so werde ich von beiden Werken weder den Titel, noch den Namen des Verfassers anführen, um so mehr, da ich überzeugt bin, daß Beide keine andere Absicht hatten, als nach ihrer besten Kenntniß ihrer Gegend nüzlich zu seyn. Zudem entscheiden hier weder der Namen des Verfassers, noch weniger der Titel seines Buches. Alles kommt auf die daselbst aufgestellten Grundsätze an, die zu prüfen erlaubt sind, und die desto unpartheiischer geprüft werden können, wenn Persönlichkeiten sich gar nicht hineinmischen.

Der erste Verfasser ist ein treuer Anhänger der schon längst eingeführten landwirthschaftlichen Sitte und Gebräuche seiner Gegend. So viel ich weiß, gehören wenigstens der größte Theil der Güter daselbst Gutsherren, deren Güter von einem außerordentlichen Umfange sind. Das Vieh des Eigenthümers wird vom ersten Mai wenigstens, oft auch viel früher, auf die eigenthümlichen Weiden des Besitzers getrieben, wo es wahrscheinlich Tag und Nacht

bleibt bis gegen den November, wo es Nachts eingetrieben, den Tag über aber so lang auf die Weide geht, als es die Jahreszeit erlaubt. Daß diese eigenthümlichen Weiden nicht mit den Gemeinweiden zu vergleichen sind, ist ganz natürlich, wahrscheinlich stehen sie zwischen den Alpenweiden der Schweizer, und den gemeinen Viehweiden mitten inne. Sie sollen mit dichtem Grase bedeckt seyn, das zwar wegen dem täglichen Abweiden kurz ist, dem Viehstande aber hinlängliche Nahrung gewährt.

Von der Güte dieser Methode ist der Verfasser so innigst überzeugt, daß er sich alle Mühe giebt, allen andern Futterbau, und die Stallfütterung nicht allein herabzusetzen, ja lächerlich zu machen. Der Schluß seines Aufsatzes ist: „Nach allem dem, was ich vorausgesezt, und „aus Erfahrung dargelegt habe, wird es in etlichen tausend Jahren noch nicht dahin kommen, daß . . . durch den Anbau der Futterkräuter Brache und Weideschläge entbehrlich „seyn sollte. Wer sich aber die Finger verbrennen will, der mache den ersten Versuch. Eins „verfehlt er gewiß, das doch alle Wirthe suchen — Vortheil.“ Ein

Ein anderer Verfasser hat ihn hierauf mit seinen Erfahrungen, die in der nämlichen Gegend angestellt worden sind, widerlegt; aber die Beantwortung dieser Widerlegung zeigt, daß es diesem Verfasser nicht gelungen sey, ihn andern Sinnes zu machen, außer daß er seine Behauptung, es werde in etlichen tausend Jahren nicht dahin kommen, daß durch den Anbau der Futterkräuter Brache und Weideschläge verdrängt werden würden, in so weit gemäßiget hat, daß er nun sagt, die Zeit sey noch weit entfernt, daß der Anbau der Futterkräuter die alte hergebrachte Methode verdrängen würde.

Wenn die großen Landgüter in der unermeßlichen Ausdehnung, und mit all den Rechten und Gewohnheiten beladen, so noch etliche tausend Jahre fortdauern werden: so bin ich selbst der Meinung, daß der Verfasser wahr prophezeiht hat. Denn auf Solchen ist Jenes nicht ausführbar, was bei kleinen Landgütern Bedürfniß ist. Dieß Alles ist aber nicht zu erwarten. Die täglich fortschreitende wahre Aufklärung beweist, daß Staatenglück und Bürger-

glück hier eine Abänderung zum Bedürfniße machen. Ist es nicht erschrecklich, die Hauptstütze des deutschen Staates, den eigentlichen Bauern so herabgewürdiget zu sehen, daß Mehrere gleichsam nur Sklaven eines großen Eigenthümers sind. So lächerlich es dem Verfasser dünkt, eine große Feldgemarkung der Güte eines Gartens zu nähern, so ist dieß doch der Wunsch jedes um die Menschheit verdienten Mannes. Denn je mehr der Boden veredelt wird, je fruchtbarer ist er. Mit diesem mehr oder weniger fruchtbaren Boden steht die Bevölkerung im beständigen Verhältniße, und je mehr Hände sich dem Ackerbaue widmen können, je besser wird er bearbeitet. Unglückliches Land, wo die Landgüter groß und weitschichtig sind, noch unglücklicher, wo ausgedehnte Landgüter Staatsmaxime ist. Denn in solchen Gegenden dringt die wahre Landeskultur höchst langsam durch, weil die meisten Eigenthümer ihr Interesse bei diesen großen Landgütern zu finden meynen.

Noch glaubt der Verfasser allerhand Sachen, die längst durch die Erfahrung widerlegt sind,

z. B. daß die Kühe bei der Stallfütterung weniger fruchtbar seyen. Da wären ja die Ortschaften übel daran gewesen, die schon seit undenklichen Zeiten Stallfütterung haben. Aber ihre Kühe haben eben so viele Kälber geworfen, als jene Kühe, die auf die Weide gehen. Wahr ist es, daß bei einer erst anfangenden Stallfütterung der Naturtrieb oft übersehen wird. Aber da er sich durch deutliche Kennzeichen verräth, so geschieht dieß Uebersehen nicht oft, und das müssen sehr begränzte Viehbauern seyn, bei denen der vierte Theil der Kühe unträchtig stehen bleibt; eine Sage, die unmöglich zu glauben ist.

Denn wird Jeder selbst einsehen, daß ein auf eigenes Vieh eingeschränktes Weidestück beim Abweiden unmöglich eben so viel Vieh ernähren könne, als wenn dieß Weidestück vom Uebertriebe wäre verschont geblieben, und das erwachsene Futter im Stalle verfüttert worden wäre. Das tägliche Abbeissen des Grases trägt zwar zur Bestockung vieles bei, weil hiedurch die Graswurzeln sich beständig unter der Erde verlängern, und bei jedem Knoten dieser Ver-

längerung einen neuen Halm treiben. Dieses hiedurch entstehende Dichtestehen des Grases ist allerdings ein wahrer Vortheil; aber das tägliche Abbeissen verhindert auch, daß das Gras seiner Natur nach nicht in die Länge wachsen kann, das weidende Vieh also genöthiget ist, um seinen Hunger zu befriedigen, das Gras kurz zu halten. Fallen nun heiße Sommer ein, so hat der Grasboden keinen Schuz, die Weiden brennen mehr oder weniger aus, und das Vieh muß hungern. Wo aber das Gras seiner Länge nach fortwächst, da giebt es seinen eigenen Wurzeln Schatten, und eben dadurch Schuz vor dem Sonnenbrande. Hierin haben die Alpenweiden einen entschiedenen Vorzug vor allen Viehweiden des platten Landes. Alle Nacht werden die Weiden von einem beträchtlichen Thaue befeuchtet, wodurch Gras und Wurzeln gestärkt werden, den Tag über schmilzt immer der über ihnen auf den höchsten Gebirgen liegende Schnee, und dadurch werden diese Weiden immer kraftvoll und in ihrem gehörigen Wuchse erhalten.

Den Nachtheil, den das Stallen des Viehes, und sein Nachtlager verursacht, will ich gar nicht erwähnen. Dieß Alles ist zu bekannt. Ich ziehe daher die Methode einiger deutschen Provinzen vor, die ihre Privatweidgänge in drei Schläge abtheilen, einen Schlag zehen Tage lang hintereinander abweiden lassen, wo dann die übrigen Weiden zwanzig Tage lang dem Nachwuchse gänzlich überlassen bleiben. In vielen Orten hat man auch die gemeinen Weiden auf die nämliche Art in drei Schläge getheilt.

Aus allem diesem mache ich den Schluß, daß Stallfütterung mit kräftigem Futter das wahre Geheimniß sey, eine Landwirthschaft auf den höchsten Gipfel zu bringen. Aber ich bescheide mich auch, und gebe gerne zu, daß dieß Umwandeln Zeit erfodere, und daß Jene ihre gute Absicht verfehlen, die dieß Alles überschnellen wollen. Man muß bei fortgesezten Weiden mit einer kleinen Stallfütterung anfangen, und so nach und nach weiter gehen. Hiedurch werden die Eigenthümer großer Landgüter einsehen lernen, daß dieß Alles bei ihrer

alten Sitte von großen Landgütern nicht mög-
lich sey, und werden ihres eigenen Nutzens
wegen auf die Vertheilung derselben in kleine-
re Landgüter nach und nach hingeleitet werden.

In dem zweiten ebenfalls 1804 erschienenen Werke wird die Frage weitschichtig untersucht, auf welchen Feldern der Klee den Acker verbessere, oder verschlechtere. Männern, die den Kleebau schon lange treiben, und Andern, die ihn schon längst mit aller Sorgfalt beobachtet haben, muß diese Untersuchung sehr auffallen. Der erste Saz ist gegen die Erfahrung in Kurpfalz, nämlich daß der Klee einen magern Acker verschlechtere, der nicht Kraft genug habe, starke Kleepflanzen hervorzubringen. Dieß ist bei uns Pfälzern gerade der umgekehrte Fall. Einen ganz verarmten ausgemergelten Boden, und dem man mit Dung wegen Mangel an demselben nicht aufhelfen kann, besäet man nach der Lage des Bodens entweder mit rothem oder weißem Klee, oder mit Esparzette, und hat die hinlänglich erprobte Erfahrung, daß der Acker hiedurch sich veredle. Statt aller Beispiele will ich nur ein Einziges anfüh-

ren. Ein sicherer Herr Keßler, Bürger von Alzei, mit einer starken Familie, die er bei seinem Handwerke nicht wohl ernähren konnte, fiel in dem Jahre 1771 und folgende auf den Gedanken, verarmte Aecker auf den Gränzen der Gemarkung anzukaufen, solche mit rothem Klee zu besaamen, das darauf gewonnene Futter zu Heu zu machen, und dieß Heu in Gebunden zu 1/4 Zentner schwer zu verkaufen, welches Gebund Kleeheu damals 15 Kreuzer galt. Er hatte kein eigenes Vieh, ließ seine Aecker im Lohne bauen, und alle Arbeit durch Taglöhner verrichten. Wenn ein solcher Acker sechs Jahre lang Klee getragen hatte, verkaufte er ihn wieder mit beträchtlichem Vortheile, und kaufte statt dessen andere verödete Aecker. Den Klee ließ er zu Ende der Wachsthums-Periode im zweiten Jahre umbrechen, und in die nämlichen Kleestoppeln abermals Klee säen. Diesen Klee- und Ackerhandel sezte er bis zu seinem Tode fort, und starb als ein reicher Mann. Mir hat er es in dem Jahre 1785 selbst aus Dankbarkeit erzählt, weil er mich für den Stifter seines Familienglückes hielt,

indem ich seit langer Zeit bemüht gewesen, in dem Landkalender den Anbau des Klees zu empfehlen, welcher Kleebau, Kleeverkauf und Ackerhandel ihn aus der Verlegenheit des Hausvaters herausgerissen, und seine ganze Familie in Wohlstand versezt habe. Dergleichen Beispiele könnte ich noch mehrere anführen, aber die ganze Kurpfalz ist ein laut redender Beweis, besonders der Odenwald, die Amtskellerei Hilsbach, und das ganze ehemalige Oberamt Lautern, dessen gebirgigter Theil mit weißem Klee, die Thäler aber mit rothem Klee zum höchsten Aufkommen dieser ehemals verarmten Gegend prangen, und die alle die Schrecknisse des Krieges ausgestanden haben, ohne in ihren wachsenden Vermögens-Umständen sich zu verschlimmern.

Wer den rothen und weißen Klee mit Früchten einsäet, verursacht freilich durch die Stoppeln der Leztern Lücken, in denen sich Unkraut anpflanzt. Wer aber den Klee dicht säet, und ihn im Frühjahre frühzeitig abmäht, der verhindert den Wuchs des Unkrautes, weil der Klee stärker als das Unkraut wächst, und sol-

ches erstickt. Wo aber Unkraut überhand genommen hat, wird der Acker im Herbste umbrochen, und mit Sommergewächsen bepflanzt, die die Hacke erheischen, z. B. Grundbieren, Tabak, Dickrüben; und diese Bauart ist die sicherste, den Acker vom Unkraute zu befreien. Nach Verhältniß des auf dem Acker gestandenen Klees wird zu Tabak und Dickrüben noch Dung auf die Aecker geführt.

Durch das Saamenansetzen des Klees soll der Acker verschlechtert werden, weil dieß Saamenansetzen den Boden aussaugen soll. Bekanntlich ist der rothe Klee, wenn er in seiner vollen Kraft ist, zum Saamenansetzen untauglich, weil die meisten Saamen taub werden. Man erwählt daher bereits im Abgange begriffenen Klee; der in dem dritten Jahre ist hiezu am tauglichsten, und seine Erndte dieses Jahres ist Jene des Saamens. Ein solcher Klee kann die Erde nicht ferner aussaugen, weil seine Wurzeln die Saugkraft schon zu verlieren anfangen. Die Pflanze selbst, nicht der Boden wird also durch dieß Saamenansetzen erschöpft. Der Boden selbst gewinnt hiedurch. Denn beinah alle

Blätter des Stengels fallen beim Zeitigwerden des Saamens ab, und düngen nebst den Wurzeln den Boden des Standortes. Dieß ist die allgemeine Erfahrung in der Lauterer Gegend, wo man den weißen Klee beinah überall zu Saamen stehen läßt, der an den oft steilen Gebirgen, wo man mühselig Dung hinbringen würde, durch das Abfallen der Blätter den Boden jedes Jahr veredelt.

Ueberhaupt kann man nach meinen langen Erfahrungen den Grundsaz festsetzen, daß kein rother oder weißer Klee den Boden verschlechtere, selbst dann nicht, wenn er mit Unkraut stark vermischt steht. Denn beim Umbruche eines solchen Ackers wird man ihn immer durch das Verfaulen dieses Wuchses, es sey Klee oder Unkraut, bereichert finden. Ehemals ließ man sowohl im Odenwalde, als in der Lauterer Gegend die Aecker oft sechs bis zehen Jahre ruhig liegen, damit diese Aecker sich mit Unkraut bepflanzen möchten, und denn bearbeitete man einen solchen so lang ruhig gelegenen Acker zu Winter- oder Sommerfrucht. Seit der Zeit man aber in diesen angeführten Ge-

genden Klee baut, ist dieß Brachliegen gänzlich verschwunden, außer in jenen Gegenden, wo die Gemarkung gar zu groß ist. Ich ersuche meine Leser inständig, die Abhandlung des Herrn Pfarrer J. L. Born über den landwirthschaftlichen Zustand von Weilerbach (s. Bemerkungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, Jahrgang 1776. S. 121) zu lesen, und sie werden gewiß mit Vergnügen erblicken, wie sehr sich dieß ganze Gericht, vorzüglich das Ort Weilerbach, in dieser sehr kurzen Zeit erholt habe. Und doch war im Jahre 1776 erst die Morgenröthe für diese ganze Gegend aufgegangen.

Ich sehe zum Voraus, daß man gleich die Güte des pfälzischen Klima hier in Ansprache nehmen wird; aber dieß können nur Jene thun, die diese ganze Gegend nicht kennen. Die ganze Lauterer Gegend, und der ganze Odenwald liegen in einer sehr kalten und rauhen Gegend. Hieran sind theils die vielen Waldungen, theils die hohen steilen Gebirge schuld, die zwischen inne liegenden meist sehr schmalen Thäler sind der Kälte ausgesezt, so daß schon in manchem

Jahre die Bohnen im Monate Julius erfroren sind. Ihre Abänderung in mehrere Ergiebigkeit des Bodens haben sie blos dem Kleebaue zu verdanken, und die Lauterer Gegend würde in einen fortschreitenden Wohlstand gekommen seyn, wenn nicht die Kriegsjahre denselben sehr gehemmt hätten. Die Meisten werden sich noch der großen Schlachten erinnern, die um Lautern herum vorgefallen sind, und die vielen Offiziers und Soldaten werden gewiß alle laut sagen, daß diese Gegend nichts weniger, als ein günstiges Klima habe.

Uebrigens macht der Klee keine Ausnahme von allen übrigen Gewächsen, und hängt sein Wachsthum von der mehr oder minder günstigen Witterung ab. Besonders leidet der rothe Klee von lang anhaltender Dürre, im Frühjahre auch oft von Frühlingsfrösten. Leztern Umstande kann man aber leicht durch das Abmähen begegnen. Denn die durch Kälte Noth gelittenen oder abgewelkten Kleespitzen erholen sich langsam; mäht man aber diesen vom Froste gedrückten Klee, er mag so klein seyn, als er will, gleich ab, so treibt die Wurzel gleich einen

kräftigen Nachtrieb, und in kurzer Zeit sieht man keine Folgen des Frühlingsfrostes mehr.

Doch ich will über die Güte des Klees keine Abhandlung schreiben, sondern ich wollte nur zeigen, daß der Kleebau in keinem Falle den Acker verschlechtere. In den nördlichen Gegenden von Deutschland scheint er aber vom Winterfroste zu leiden, und daher mögen die Klagen von wenigerm Ertrage rühren. Diesem Umstande zu begegnen, bleibt nichts anders übrig, als den Kleeacker in den harten Wintermonaten mit Dung zu bedecken. Ich will dem Einwurfe nicht begegnen, daß man nicht Dung genug für die übrigen Felder habe. Denn kein Dung bezahlt sich schneller, als jener, der auf die Wiesen und Kleeäcker Winters geführt wird. Hierüber muß man das Hohenlohische, und das angränzende Schwabenland studieren, die alle Winter ihre Wiesen außerordentlich überdüngen, nicht um den Frost abzuhalten, sondern um desto reichlichere Futtererndten den Sommer darauf machen zu können. Dieß Ueberdüngen ist aber in jenen Gegenden wahres Bedürfniß, wo der Klee Winters vom Froste leidet,

Aus allem diesem ziehe ich nun den Schluß, daß jede Gegend nur durch reichlichen Futterbau gehoben werden könne. Diesen reichlichen Futterbau zu erzielen, dieß gewonnene Futter wohl zu verwenden, und den dadurch erzielten Dung nüzlich zu gebrauchen, dieß muß das Studium jedes Patrioten seyn, der seiner Gegend durch Ackerbau aufzuhelfen wünscht. Wenn er die einzelnen Provinzen Deutschlandes studiert, wird er überall etwas Nachahmenswürdiges finden, das er auf seine Gegend anwendbar machen kann. Und hierin wird er die erste Klugheitsregel befolgen, nämlich Jene, daß man erst sein Vaterland genau kennen und studieren müsse, ehe man fremde Länder bereisen will. Hierin sollten wir die Engländer nachahmen, die viel zu stolz sind, andere Nationen schätzen zu wollen, und die wenigstens ehemals, und meist noch jezt die Deutschen herabsetzen, weil sie ihre Nachahmungssucht verachten. Eine Nation, die kein eigenes Selbstgefühl hat, kann auch nicht verlangen, daß eine andere sie achten und schätzen soll.

In obigem Aufsatze habe ich bei weitem dasjenige nicht gesagt, was ich hätte erinnern können und sollen. Aber ich weiß zum voraus, daß beide Herren ihre Gesinnungen nicht ändern werden, und wenn ich auch noch so gründlich und mit allbekannten Erfahrungen sie zu widerlegen suchte. Wem die heiligen Gesetze der Menschheit so unbekannt sind, daß er den Sklavenstand der Bauern für Bedürfniß hält, mit dem ist nicht zu rechten. Und wer über Stallfütterung und Futterbau spötteln kann, der muß es sich gefallen lassen, daß Andere laut über ihn lachen, die durch die große Erfahrung dieß Alles längst besser wissen.

Eben so ist es bei dem Andern mit den höchst mangelhaften Kenntnißen seines Futterbaues beschaffen. England wird sein Götze seyn und bleiben, denn Er hat einmal diese Saite berührt, und wer verläßt gern sein Lieblings- und Steckenpferd?

Weßwegen ich dieß eigentlich niederschrieb, ist, weil ich weiß, daß in jenen nördlichen Gegenden von Deutschland es Männer giebt,

die dieß besser wissen, und bessere Erfahrungen haben. Modeschriftsteller aber, und die in einem so entscheidenden Tone sprechen, schrecken diese Männer oft zurück, sie wollen sich in keine Fehde einlassen; und so wird das Staatenglück oft auf mehrere Jahre, wo nicht unterdrückt, doch verschoben. Ich ersuche also diese edle Männer, die sich auch durch nützliche Schriften ausgezeichnet haben, durch diesen entscheidenden Ton sich nicht abschrecken zu lassen, sondern mit männlicher Entschlossenheit den bereits von ihnen betretenen Weg der Erfahrung und der Wahrheit ruhig fortzuwandeln, selbst auch dann, wann sie weder auf den Dank der jetzigen, noch dem der Nachwelt rechnen könnten. Ihre innere Ueberzeugung, daß sie die Pflichten des ächten Staatsbürgers erfüllt haben, muß ihnen die kräftigste Belohnung seyn.

III. Von dem Baue der süßen Pomeranzenstaude.

Sie werden sich, meine Herren, nicht verwundern, daß ich Ihnen hier von dem Baue der Pomeranzenstaude meine Erfahrungen vorlege, indem es eben meine Sache nicht ist, etwas zu empfehlen, das blos zum Vergnügen dienet, sondern nur Jenes, so wahren Nutzen abwerfen kann. Oft habe ich mich verwundert, wie manche Freunde des Gartenbaues so viel Geld, so viel Mühe, und so viel Sorge auf eine Sammlung von Tulipen, von Ranunkeln, und von Grasblumen verwenden mögen, da eine monatliche Augenlust die ganze Belohnung für all das Geld und die Mühe ist, die man eilf ganzer Monate im Jahre auf einen einzelnen Flor verwendet hat. Ganz anders ist es mit der Pomeranzenstaude, die auf mancherlei Art das ganze Jahr über zum Vergnügen gereichet, und endlich durch ihre herrlichen

Früchte alles, was man auf sie verwendet hat, mit Wucher zurück bezahlet. Ihre vortreflichen grünen Blätter erquicken das Auge des Besitzers das ganze Jahr über, auch dann, wann die Natur todt ist. Vom Maimonate an bis zu Ende des Sommers durchdüften ihre Blüthen die ganze Gegend mit dem lieblichsten Wohlgeruche, und endlich erfreuen sie den Eigenthümer auf das neue durch den goldenen Glanz ihrer Früchte. Und was das schönste ist, so kann man bei ordentlicher Pflege dieß alles vom Frühlinge an bis in den späten Herbst zu gleicher Zeit genießen, da man immer zugleich Blüthe und Früchte auf jedem Baume antrift. Das merkwürdigste ist, daß alle diese Schönheiten zugleich nützlich sind. Die Blätter sind eine vortrefliche Arznei wider vielerlei schwere Krankheiten. Die abgefallenen Blüthen dienen zur Arznei und zu Wohlgeruchs-Häfen (Pot pourri), und die Früchte sind ein Leckerbissen, und eines der wirksamsten Gegengifte wider mancherlei schwere Krankheiten.

Es ist also wirklich zu verwundern, daß in unserm gemäßigten Himmelsstriche die Pome-

ranzen blos eine Zierde großer Gärten sind, und daß nicht jeder Bürger dieselbe besitzet. Die Hauptursache ist, daß die Gärtner durch ihre Geheimniße den Bau nicht allein ohne Ursache erschweren, sondern daß wirklich der größte Theil derselben ihren Bau nicht versteht, und die Stämme aus Unwissenheit zu Grunde richtet. Die nämliche Unwissenheit trift man vorzüglich in den neuen Gärtnerbüchern an, von welcher ich weder den Quintini, noch den Philipp Miller ausnehme; Männer, deren Namen sonst verehrungswürdig sind. Diese Leztern haben gewiß ihren Anbau für sie zu gering geschäzt, und niemals sich damit abgegeben; endlich dennoch, weil es die Ordnung so erheischte, etwas davon hingeschrieben, welches den Mangel eigener Erfahrung gänzlich an der Stirne trägt. Deßwegen will ich nicht sagen, daß, was ich hier vortragen werde, neu sey, oder daß nicht rechtschaffene Gärtner es bereits in Ausübung gebracht haben, oder noch bringen; aber so viel ist gewiß, daß der größte Theil von Gärtnern ihren Anbau nicht verstehen, und daß die ächte Kenntniß desselben

nicht allgemein bekannt sey, ungeachtet er so leicht und natürlich ist, daß ihn ein jeder Gartenbesitzer in kurzer Zeit selbst erlernen, und glücklich ausüben wird.

Unter den Orangenbäumen verstehet man gemeiniglich die Citronen, Citronat, Pomeranzen- und Limonienstauden. Jede hat wieder eine Menge von Abarten. Hier aber rede ich blos von der Pomeranzenstaude, und zwar nur von der mit süßen Früchten, weil die Citronen und Citronaten schon empfindlicher sind; die Blüthen einen sehr schwachen Geruch ausdüften; auch die Früchte, wegen stärkerer Beifuhr, ungleich wohlfeiler sind. Die Pomeranzenstaude hingegen ist ungleich dauerhafter, kann schon einen ziemlichen Grad Kälte vertragen, ihre Blüthen haben den herrlichsten und durchdringendsten Wohlgeruch, und die Früchte sind wenigstens bei uns immer noch einmal so theuer, als die Citronen. Bittere Pomeranzen, mit allen ihren Spielarten, kann man den fürstlichen Gärten überlassen, weil durch dieselben in den kleinen Gärten eines Bürgers nur unnöthiger Weise Geld, Zeit und Plaz

verschwendet würde. Und eben diese den Deutschen nicht ungewöhnliche Sammlungssucht mag den nuzbaren süßen Pomeranzenbaum mit samt den unnützen Spielarten zugleich aus den Gärten verdrängt haben, weil man, wenn die Sammlung vollkommen und der Lusten gestillt war, dennoch fand, daß diese Liebhaberei unnöthiger Weise viel Geld koste und nichts eintrage, wodurch man sich genöthiget sah, die ganze Pflanzung wieder eingehen zu lassen. Ich, der ich hier einer Versammlung von Männern vorlese, die nur den Nutzen des Bürgers beherzigen, ich muß also einen Jeden warnen, sich vor dieser Sammlungssucht zu hüten, und ja keine andere Bäume zu pflanzen, als blos die zwei süßen Arten; und wenn man diesem Rathe folgen wird: so darf ich zum voraus versichern, daß die süße Pomeranzenstaude bei uns bald sehr gemein seyn werde. Höchstens rathe ich, einige bittere Pomeranzen- und dann Citronenbäume zu halten, weil bei deren Bau dennoch Vortheil heraus kommt, da hingegen bei den Andern nichts als Schaden zu erwarten ist.

Zuvörderst will ich den Anlaß zu dieser Abhandlung vorlegen.

In dem hiesigen Kurfürstlichen botanischen Garten sind vor wenigen Jahren als eine Nebensache Pomeranzen- und Citronenbäume aus Kernen angezogen, nachher zur gehörigen Zeit eingeäugelt, übrigens sich sonst ziemlich überlassen worden. Dieß Jahr haben sie angefangen, Früchte zu tragen, und da fand ich, daß sowohl die bittern als süßen Pomeranzen und Citronen den besten italienischen Früchten im Geschmacke nichts nachgaben. Ja, sie waren so voll des allerbesten Saftes, ihre Schaale so dünn und so gewürzhaft, daß sie meine ganze Erwartung übertroffen haben. Dieß hat mich nun in meinem bisherigen Glauben bestärket, nämlich daß man diese Bäume für zärtlicher halte, als sie wirklich sind, und daß sie lang jene Vorsorge nicht verlangen, womit man sie behandelt; im Gegentheile, daß diese allzu ängstliche Sorge ihrem Wachsthume und Gedeihen nur hinderlich sey.

In den deutschen Gärten glaubte man, die Pomeranzen erfoderten im Winter Hitze; und

stellte den Baum so, daß man ihm diese geben konnte, und dennoch war man unglücklich, und selten wollten die Früchte reifen. Ich war vor zwei Jahren in einer solchen Gegend, wo der Fürst vieles auf den Bau dieser Bäume verwendet, und erstaunte, als ich wenigstens dreimal mehr Früchte auf dem Boden, als an den Bäumen fand. Als ich dem Gärtner sagte, daß er seine Bäume viel zu warm halte: erstaunte er darüber, daß ich diesem ausländischen Baume seine Empfindlichkeit nicht zugestehen wollte, und er versicherte mich, die Sache vortreflich zu verstehen.

Der Pomeranzenbaum kann einen ziemlichen Grad Kälte vertragen. In der Gegend von Rom stehen sie ohne alle Bedeckung in freier Erde, und dennoch giebt es Nächte, wo es stark Eis gefrieret, ohne daß der Baum dadurch Noth leide. Freilich thaut es in dortiger Gegend meistens gegen Mittag wieder auf, indessen erhellet doch so viel, daß ihm ein nicht lang anhaltender Frost nicht so schädlich sey, als sich Viele einbilden. Commelin erzählt uns, daß einsmals seinem Freunde seine Bäume stark

zusammen gefroren seyen, worauf derselbe durch eine kaum merkliche Ofenwärme die heftige Kälte im Gewächshause nach und nach vermindert, und seine Bäume glücklich erhalten habe. Ich selbst kenne einen Garten, wo der Gärtner zu Ersparung des ihm dazu bestimmten Holzes seine Bäume oft zusammen frieren läßt, und nur dann, wann der Frost zu lang anhält, einige Büschel Reiser in dem Ofen anzündet, und gleichwohl recht schöne Bäume hat. Aus diesen angezeigten Erfahrungen erhellet deutlich, daß die Pomeranzenstaude gar nicht so zärtlich sey, als sich Viele einbilden; und dieses wird auch dadurch begreiflich, da sie viel dichteres und härteres Holz, als die Citronenstauden haben.

Schwerlich werden wir es aber je so weit bringen, daß wir in der sonst so gesegneten Pfalz die Pomeranzenstaude in freier Erde werden überwintern können. Der Frost, der meistens den ganzen Jänner unsere Erde in einem gleichen Grade Kälte erhält, ist diesen Bäumen tödtlich. Und gesezt, es wäre auch durch langwierige Versuche so weit zu bringen, daß diese

Stau-

Standen an unsern Grad Kälte sich nach und nach angewöhnten: so werden sie doch schwerlich je zeitige Früchte bringen; und dieß ist doch die Hauptabsicht ihres Anbaues, ohne welche sie nur für große Herren zur Verzierung der Gärten dienen können.

In freier Luft werden also die Pomeranzenstauden bei uns schwerlich jenen Nutzen abwerfen, den ich von ihrem Anbaue zu erwarten hoffe; aber mit geringem Aufwande werden sie doch unsere Winter ertragen; und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß ihre Früchte alle Kosten reichlich ersetzen werden, die man auf ihren Anbau verwenden will. Um dieses zu erhärten, will ich zuvörderst von ihrer Winterwartung, und nachher von ihrer Sommerwartung reden.

Nicht die Wärme, sondern das Licht ist den Pomeranzenbäumen Winters sehr ersprieslich. Dieß ist eine Beobachtung, die ich hier nur der Kürze wegen mit meiner Erfahrung erhärten kann, auf welcher aber Alles beruht. Man muß also ein Haus für sie haben, wo sie des Winters so viel Licht und Hellung genießen

können, als es nur immer möglich ist, und dabei werden sie sich vortreflich erhalten. Da man nun in jedem Garten gern ein Gartenhaus hat: so darf man solches nur so einrichten, daß es Licht genug habe; und dann wird dieß Gebäude des Sommers für ein Gartenhaus, des Winters aber für einen Pomeranzensaal dienen können.

Bei der Anlage eines solchen Gartenhauses muß man also zuerst seine Lage bestimmen. Die Beste ist, wenn es gegen Südost gebaut wird. Alle Sonnenstrahlen, die in den Wintermonaten, es sey zu welcher Tagesstunde es wolle, die Erde ergötzen, werden bei dieser Lage unfehlbar in das Haus fallen, solches erleuchten, erwärmen, und die Dünste vertreiben; und dieß ist ein Vortheil, den keine andere Lage, viel weniger die Lage gegen Süden ersetzen kann, die von Jedem bisher so hoch geschätzt worden ist. Denn bei dieser südlichen Lage gehet nun einmal der mehreste Theil der Winter-Sonne verloren, und dieß ist kein geringer Verlust, besonders zu einer Jahreszeit, wo ohnehin die Sonnenstrahlen nicht häufig sind, und wo man sie geizig zu benutzen suchen muß.

Das zweite, was man bei dem Baue eines solchen Hauses zu beobachten hat, ist, daß die ganze vordere Seite desselben von Glas sey, und daß diese Glasfenster vorzüglich bis unter die Decke des Zimmers gehen müssen. Hierin hat man bisher außerordentlich gefehlt, daß man in die Pomeranzenhäuser ordentliche Fensterbögen gemacht hat, wodurch die Zimmer zu dunkel geworden sind, und die Bäume, die sich durch ihren Wald ohnehin beschatten, die vordere Reihe von Bäumen ausgenommen, ganz im Dunkeln gestanden waren. Das Licht fällt von oben herein; läßt man also diese Fenster bis an die Decke gehen: so wird das Zimmer überall beleuchtet seyn, wofern man das Zimmer anders nicht zu tief macht.

Alles Uebrige hängt von der Willkühr des Bauherrn ab. Will Jemand viele Bäume überwintern, so ist es allemal besser, das Zimmer lang, als tief zu machen. Je mehr Höhe er demselben giebt, je besser ist es; will er aber große Bäume haben: so müssen sie inwendig wenigstens zwanzig Schuh hoch seyn. In die andern drei Seiten des Zimmers Fenster zu

machen, ist ganz unnöthig, ja allemal besser, wenn diese drei Seiten geschlossen sind. Das Zimmer wird hell genug, und vor der jedesmal gefährlichen Zugluft bewahrt seyn.

Zur Vorsorge läßt man in die hintere Ecke des Pomeranzensaales einen Ofen setzen, den man einfeuern kann, wenn ein heftiger und lang anhaltender Frost solches erheischen sollte. Um zu wissen, wenn dieß nöthig sey, läßt man vornen am Fenster einen Kübel mit Wasser stellen; und wenn auf diesem eine Eisrinde angefroren ist: so darf man erst mit etwas Feuer die Häuser gelinde erwärmen. In den zehen Jahren, seit welchen die Häuser des hiesigen botanischen Gartens erbaut sind, haben gewiß die beiden großen Orangeriesäle noch keine vier Wagen Holz gekostet, ohngeachtet hier Gewächse überwintert werden, die ungleich zärtlicher, als die Pomeranzen- und Citronenbäume sind. Denn es trägt ganz außerordentlich viel zur Wärme des Zimmers bei, wenn die drei Wände des Hauses ganz und ohne Fenster sind. Nachts wird die Fensterseite inwendig mit einem Vorhange von Hänfentuch

bedecket, den man in die Höhe rollen und herablassen kann.

Wenn man nun die Stauden in ein solches Zimmer stellt: so werden sie ohne weitere Mühe den Winter glücklich durchbringen, wenn man ihnen nur von Woche zu Woche einmal etwas weniges Wasser giebt, das man in einem Zuber beständig im Hause stehen hat. Des Frühjahres werden sie bei Zeiten zu blühen anfangen, und den Herbst reife Früchte bringen. Hält man sie aber in dem Winter zu warm: so blühen die Bäume das ganze Jahr, übertreiben sich, werden dadurch entkräftet, und können keine Früchte, wenigstens keine schmackhaften Früchte tragen.

Die Winterwartung ist also so unbedeutend, daß sie gewiß keinen eigenen Wärter, noch viel weniger vieles Holz erfodert, wie Mancher fürchtet. So lang als der Winter gemäßiget ist, darf man gar nicht nach diesen Pomeranzenstauden sehen, als nur die Woche ein- oder zweimal, um sie ein wenig zu begießen. Frieret es aber heftig: so siehet man alle Abend nach, um zu wissen, ob vielleicht ein gelindes Feuer

gegen die Nacht nöthig seyn möge. Und wenn dieß abgebrannt ist, und die Vorhänge herabgelassen sind: so kann man sich getrost entfernen. Morgens öffnet man die Vorhänge, und wenn man findet, daß es Eis auf der Bütte gefroren hat: so kann man abermals ein sehr gelindes Feuerchen anzünden. Dieß Alles ist mit wenig Mühe, und mit beinah gar keinen Unkosten verknüpfet.

Die größte Schwierigkeit wird also wohl der Bau des Gartenhauses seyn, der Einigen zu kostspielig, Andern zu einfach seyn wird. Was die Kosten anbelangt: so werde ich zu einer andern Zeit zeigen, wie man ein solches Gartenhaus sehr wohlfeil bauen könne, wenn ich die Beschreibung der hiesigen Treib- und Gewächshäuser bekannt machen werde. (s. Vorlesungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. 3. B. S. 1.) Was aber das zu Einförmige anbelangt: so kann man einem solchen Saale alle nur mögliche innere Verzierungen geben, und dieß verdient er um so mehr, weil zu einem Gartenhause keine Lage vortheilhafter ist, als diese. Denn den ganzen

Sommer über ist diese Seite Nachmittags sonnenfrei, und findet man alsdann in einem solchen Saale die angenehmste Kühlung, die man sich nur wünschen mag. Hat man zu gleicher Zeit vor dem Hause einen freien Plaz gelassen, um die Pomeranzenstauden im Sommer dahin zu stellen: so genießet man nebst der ungehinderten Aussicht in den Garten zugleich den angenehmsten Geruch der Blüthen; Vorzüge, die man bei der jezt gewöhnlichen Bauart der Gartenhäuser nicht genießet, wo man meistens in ein Zimmer mit engen Fenstern eingeschlossen ist. Aber man opfert gewöhnlich sein Vergnügen dem Aeußerlichen auf, und die Gartenhäuser müssen ja in der Mitte des Gartens stehen; gerade als wenn sie für die Vorbeifahrenden oder Gehenden, und nicht für die Gartenbesitzer da wären. Alles dieß rührt noch von dem ehemaligen italienischen Geschmacke, die Gärten anzulegen, her, der endlich durch seine ewige Einförmigkeit die Liebhaber ermüdet hat, an deren Statt nun eine edlere Einfalt, und mehrere Nachahmung der Natur eingetreten ist.

Eben dieser italienische Geschmack ist auch den Pomeranzenstauden zeither in ihrer Fruchtbarkeit sehr hinderlich gewesen. Da mußten diese Stauden, die höchstens zu Zwergbäumen bestimmt sind, zu einem geraden Stamme, und oben in eine zierliche Kugel angezogen werden. Außerdem, daß dadurch ein Pomeranzenbaum von Wien, Berlin und Mannheim wie ein Tropfen Wasser dem Andern gleich sieht, welche ewige Gleichförmigkeit mich wenigstens anekelt: so verspätet dieß Behandeln auch den Nutzen, den man von einem Baume ziehen kann; und das ewige Schneiteln, und widernatürliche Anbinden und Zwingen macht ihn schwächlich. Ich verwundere mich daher gar nicht, daß in den mittägigen Provinzen Frankreichs, wo der Eigenthümer eines mäßigen Gartens jährlich gewöhnlich 600 bis 800 Gulden nur von seinen Pomeranzenbäumen ziehet, blos auf den Nutzen erpicht, solche über dem eingeäugelten Auge wachsen läßt, wie er will, und die krummen sich selbst überlassenen Stauden den geraden und gekünstelten Bäumen weit vorzieht. Aber die Genueser, die ehemals ei-

nen ausgebreiteten und einträglichen Handel mit diesen schön gestreckten Bäumen trieben, fanden in diesem Vorurtheile ihren wahren Vortheil. Dieß wird sich aber jezt von selbst legen, wenn man sich überzeugt haben wird, daß eine Pomeranzenstaude viel dauerhafter und ungleich einträglicher, als ein gekünstelter und erzwungener Pomeranzenbaum sey.

Noch muß ich wegen dem Gartenhause erinnern, daß dessen Glasseite gegen Südost eine merkliche Ersparung am Holze sey. Denn die Sonne, die sich Winters am Horizonte zeigt, wird von den vielen Fenstern sämtlich aufgefangen, und es ist zum Bewundern, wie groß diese holdselige Wirkung ist. Selbst da die meiste Winterkälte bei heiterm Himmel eintritt: so erwärmet die Sonne des Tages über die Häuser so sehr, daß Nachts die Kälte nicht so heftig sich darin ausbreiten kann. Der anfängliche Aufwand für die Glasseite wird also durch die ersparte Winterfeuerung bald wieder gewonnen seyn, und die Stauden werden bei dieser natürlichen Wärme viel gesunder sich befinden, als bei der künstlichen Wärme, die

ihnen allemal fremd und zuwider ist, und bei welcher die Früchte häufig abfallen.

Bis hieher haben Sie, meine Herren, gesehen, daß die Behandlung dieser Staude höchst einfach, und daß alle Künsteleien ihr theils unnüz, theils schädlich seyen. Eben so ist es mit der Erde, in die man sie verpflanzet. Die Staude liebt Feuchtigkeit und Fettigkeit. Man muß daher einen Leimengrund erwählen, der mit vielem, recht verfaultem Dunge geschwängert ist; was es für Dung sey, ist sehr gleichgiltig, nur muß er gänzlich verweset seyn, weil alles, was in seiner Erde noch erst in Fäulung gehen muß, die Wurzeln anstecket, und den Baum tödtlich erkranket. Wenn man den hiezu bestimmten Grund wohl mit Mist durchsetzet, und ihn zwei Jahre bei fleißiger Umsetzung ineinander recht verwesen läßt, diesen nachher vor seinem Gebrauche durchsiebet, und zu einem Drittel mit Sand vermischt: so kann es nicht fehlen, die Staude muß herrlich wachsen, und reichliche Früchte bringen.

Noch einfacher ist ihre Sommerwartung. So bald als im Märzmonate die mehrere Wär-

me sich wieder einstellt, fängt man auch an, ihn fleißiger zu gießen, weil der Baum die Feuchtigkeit sehr liebt. So schädlich es ist, ihn zu viel zu gießen: so schädlich ist es, die Wurzeln trocken werden zu lassen, und nichts gereichet der Staude zu mehrerem Nachtheile, als dieses. Die meisten Bäume gehen dadurch zu Grunde, wenn man sie auf einmal heftig gießet, und nachher den Grund wieder trocken werden läßt; denn, wenn die Hauptwurzeln einmal trocken sind: so ziehen sie so bald nicht wieder an, und der Baum fängt an zu kränkeln. Fehler solcher Art sind nicht besser gut zu machen, als wenn man die Staude ganz vom Grunde los macht, sie eine halbe Stunde lang mit ihren Wurzeln in ein von der Sonne erwärmtes Wasser sezt, nächstdem die todten Wurzeln wegnimmt, sogleich in fetten Grund wohl versezt, vierzehen Tage lang in einen schattenreichen Ort stellet, und alsdann an die Sonne bringt. Der Grund einer Pomeranzenstaude darf niemals trocken werden, sondern immer feucht seyn, und die Töpfe so stehen, daß durch ihre untere Löcher die Feuchtigkeit

durchdringen könne. Man fehlt daher nicht, wenn man von dem ersten April an, täglich einer jeden Staude etwas Wasser giebt, und wenn man alsdann die Vorschrift beobachtet, nämlich daß die Wurzel immer einen gleichen Grad Feuchtigkeit haben müsse, und daß eine wohl durchtränkte Erde leicht darin zu unterhalten sey: so wird ein Jeder Abends leicht einsehen, wie viel Wasser er einer einzelnen Staude zu geben habe.

Eben diese Neigung der Staude zur Feuchtigkeit ist Ursache, daß sie in den mittägigen Gegenden Europens, an den dem Meere oder den Seen nah gelegenen Orten am Besten gedeihet. Dieß muß also unsere Aufmerksamkeit im Sommer desto mehr rege halten, damit man ja im Gießen nicht saumselig sey. Ja, wenn auch der Regen zu Zeiten lang ausbleibt: so ist es herrlich, die ganze Staude Abends wohl zu besprengen, und den Wald dadurch zu erquicken. Aber man muß auch nicht zu viel thun, sonst fault die Wurzel, und tödtet den Baum. Alles dieß, das zu Viele und das zu Wenige wird man aber leicht vermeiden, wenn man

vom ersten April bis gegen Ende des Septembers täglich nachsieht, und täglich verhältnißmäßiges Wasser der Staude darreichet.

In dem Garten werden die Bäume Sommers so gestellt, daß sie nirgends Schatten haben, und überall der wohlthätigen Sonne genießen können. Im Frühjahre kann man sie längstens zu Anfange des Maimonates in die freie Luft stellen, und so lang in den Herbst hinein stehen lassen, bis die Balsaminen von der Kälte anfangen Noth zu leiden. Früh sie in die Winterung zu bringen, ist schädlich, weil man die Bäume ohne Noth verzärteln, und sie gegen die Winterkälte empfindlich machen würde. Und auch alsdann, wann man sie ins Haus bringt, muß man ihnen durch das Offenlassen der Fenster so lang die freie Luft gönnen, als es nur möglich ist. Aber im Frühjahre sind sie schon etwas der Luft entwöhnet, und da könnte man sie durch zu frühes Herausstellen leicht ihrer Blüthen, und sich der künftigen Hoffnung der Früchte berauben. Doch muß man schon im Märzmonate die Fenster fleißig zu öffnen anfangen, und wenn die Bäu-

me mehr derselben gewöhnt sind, bald darauf einige Fenster Tag und Nacht auflassen.

Dieß ist des Hauptsächlichste, worauf es bei dem Anbaue dieser Staude ankömmt. Das Uebrige sind Kleinigkeiten, die man überall antrift, und womit ich mich gegenwärtig nicht aufhalten will. Nur muß ich erinnern, daß der berühmte englische Gärtner, Philipp Miller, den fast alle Neuere blindlings ausschreiben, viel zu furchtsam bei dem Anbaue derselben sey, und mehr Arbeit und Vorsorge anrathet, als die Natur des Baumes erheischt. — Ich würde gern eine Berechnung hier noch beigefügt haben, wodurch es klar werden müßte, daß es wahrer Vortheil sey, diese Bäume anzubauen; aber gegenwärtig erlaubet es mir die Zeit nicht. Nur so viel kann ich überhaupt sagen, daß sie gewiß den kleinen Aufwand wahrhaft vergüten, den man auf sie verwendet. Doch ist bei den Pomeranzen größerer Gewinnst, als bei den Citronen, weil jene durch die stärkere Einfuhr im Preise sehr gefallen sind, und eine gute Citrone bei uns nur vier Kreuzer kostet; da hingegen eine Pomeranze zwölf Kreuzer gilt,

und sehr gesucht ist. Und gleichwohl trägt ein Pomeranzenbaum mehrere Früchte, und ist minder empfindlich, als die Citronenstaude.

Es würde mir ein wahres Vergnügen seyn, wenn ich durch meine Vorlesung es dahin bringen könnte, daß Mehrere sich diesem Anbaue widmen wollten, und nicht glaubten, es wäre nur die Sache eines großen Herrn, dergleichen zu erzielen. Ja, ich glaube, daß durch den Fleiß mehrerer Privatmänner es bald dahin würde gebracht werden, daß man den Vortheil davon einsehen würde. Hiedurch würden nicht allein die deutschen Gärten eine neue Zierde erlangen, sondern es könnte auch vielleicht Geld im Lande bleiben, das nun für diese Früchte häufig zum Lande hinaus gehet.

Da ich während dem Abdrucke dieser Abhandlung noch für nöthig fand, sie mit einigen Nachrichten zu ergänzen, die mir damals, als ich sie schrieb, nicht bekannt gewesen waren, weil mich der Zufall, nicht der Vorsaz, zu dem Pomeranzenbaue hingeleitet hatte, vorhin also

mir die Nachrichten davon unmerkwürdig geschienen: so will ich diese hier beifügen, um so mehr, da sie den künftigen Anpflanzern derselben sehr aufmunternd seyn müssen.

Zu Theophrasts Zeiten war diese Gattung entweder in Klein-Griechenland noch gar nicht angebaut, oder doch sehr unbekannt. Denn er erklärt es, als ein blos Medien und Persien eigenthümliches Gewächs, das wegen der Beschaffenheit des Himmelsstriches anderswo nicht wachsen könne. (Theophrasti Eresii Hist. Plant. Lib. IV. cap. IV. ad finem: Alia vero (Asia) tum in arborum genere, tum in stirpe humili peculiaria gignit. Et omnino plaga ad exortum atque meridiem spectans, ut animalia ita etiam plantas praeter cetera loca peculiares ferre videtur, ut Media provincia, et Persis tam alia plura, quam malum et Persicam vocant.) Zwar scheint es, daß man zu seiner Zeit anfieng, ihren Anbau zu versuchen, weil er denselben lehret. Aber seine Vorschrift ist so beschaffen, daß man wohl sieht, er habe diese Stauden für sehr zärtlich, und den griechischen Himmel zu rauh für sie gehalten. (Theo-

phrast. ibid. Semen detractum vere sulcis seritur diligentissime cultis. Rigatur deinde quarto, aut quinto die. Cum autem majuscula fuerit, transfertur vere iterum ad molle riguumque solum, nec valde tenue, tale enim desiderat . . . seritur etiam fictilibus in vasis perforatis, quem ad modum palma. Haec itaque, ut dictum est, Persidi Mediaeque familiaris habetur.)

Vierhundert und neunzig Jahre später waren diese Bäume, nach dem Zeugniße des Plinius, in Italien noch nicht einheimisch. (Plinii secundi Histor. Mundi Lib. XVIII. cap. 2. Autor est Theophrastus . . . cuncta cura magna persecutus CCCCXC annis ante nos, ut jam in alio loco diximus.) Plinius schrieb seine Werke ohngefähr fünfzig oder sechszig Jahre nach Christi Geburt, unter dem römischen Kaiser Nero, also zu einer Zeit, wo Italien schon anfieng, von seiner Würde und Ansehen sich herab zu neigen. Wer nun den vaterländischen Eifer der Römer kennet, die auf nichts mehr bedacht waren, als ihr Italien mit den Reichthümern anderer Länder zu beglücken, und den-

noch sieht, daß sie nach so vielen Jahrhunderten es nicht wagten, die Pomeranzen und Citronen bei sich einheimisch zum machen, der wird daraus leicht schließen, wie sehr zärtlich man damals diese Stauden gehalten. Denn an Versuchen hat es, nach dem Zeugniße des Plinius, hieran nicht gefehlt, aber sie liefen fruchtlos ab, und man glaubte, sie könnten nirgends, als in Persien und Medien, oder einem eben so heißen Erdstriche wachsen. (Plinii secundi Hist. Mundi Lib. XII. cap. 3: De peregrinis arboribus et malo Asyria. Tentavere gentes transferre ad sese propter remedii praestantiam fictilibus in vasis, dato per cavernas radicibus spiramento: qualiter omnia transitura longius, seri arctissime transferrique meminisse conveniet. Ut semel quaeque dicantur. Sed nisi apud Medos et in Perside nasci noluit.)

Endlich gelang es dem Palladius, den Anbau derselben in dem Neapolitanischen einzuführen. Wann dieser Palladius eigentlich gelebt, ist zwar unbekannt; aber alle Muthmaßungen stimmen dahin überein, daß er unter der Regierung des Kaisers Theodosius, oder

seines Sohnes Honorius, seine Werke geschrieben habe. Er ist wenigstens der erste Schriftsteller, der die Art, die Citronen in Italien zu bauen, gelehrt, wahrscheinlich auch der erste, der denselben versucht hat, weil er den Baum noch so zärtlich fand, daß er ihn selbst in dem Neapolitanischen gegen die Winterkälte verwahren mußte. (Scriptores rei rusticae. Palladius Febr. XXIV. pag. 107. Edit. Mannh. Frondere prope semper possunt, si tanquam citreta tegumentis defendantur a frigore. Hier sagt er es ganz deutlich, daß es seine Gewohnheit gewesen, den Citronengarten des Winters zuzudecken. Worin diese Bedeckung bestanden, giebt er selbst mens. Mart. X. pag. 86 an, nämlich, daß er sie mit Stroh umwunden.)

Freilich könnte man dagegen einwenden, Palladius sey, als der erste Anbauer, noch zu furchtsam gewesen; aber dieß ist gewiß ein Vorurtheil. Denn ich bin überzeugt, daß alle Gewächse, die man aus einer wärmern Gegend an eine kältere angewöhnen will, so lang noch einen besondern Grad von Empfindlichkeit beibehalten, bis man Saamen von den Gewäch-

sen erhält, die schon mehrere Jahre in der neu anzugewöhnenden Gegend ausgedauert haben; ja ich vermuthe, daß diese Empfindlichkeit noch in den ersten Generationen sich nicht ganz verlieren möge, und daß dieß die Ursache sey, warum jezt etwas ohne Kunst für sich herrlich gedeihet, wo unsere Voreltern alle ihre Aufmerksamkeit aufgeboten haben, solches an unsern Himmelsstrich anzugewöhnen. Und eben diese Empfindlichkeit des Citronenbaumes gegen das neapolitanische Klima nöthigte damals den Palladius, ihn gegen die Winterkälte zu verwahren, und er hatte dem Baume ja schon genug abgewonnen, daß er ihn in freier Erde anpflanzen konnte; eine Sache, die seine Vorgänger so unmöglich fanden, daß sie ja behaupteten, er gedeihe nirgends, als nur in Medien und Persien. (Ibid. l. c. Mart. X. pag. 141 — 144. handelt ganz von der Pflege der Citronen. Und aus dieser Stelle erhellet auch meines Bedünkens, daß er wenigstens Einer mit von den Ersten gewesen, die in Italien ihren Anbau versucht haben. Sed si quis hoc genus, ut in regione frigida nutriatur, extor-

quet, loco vel parietibus munito, vel in meridianam partem verso disponat hanc arborem sed hibernis mensibus tectum stramine velet agresti. Ubi aestas refulserit, aëri arbor nuda et secura reddatur. Denn aus der Winterbedeckung, die er hier als nothwendig anführt, und von der er oben gesagt, daß sie in seinen Citronengärten gebräuchlich gewesen sey, erhellet deutlich, daß man zu seiner Zeit das italienische Klima noch für zu rauh gehalten habe, und man es durch Kunst ihm abgewinnen mußte, diese Bäume da zu erhalten; also die ganze Stelle auf Italien gehe, welches Italien er in Betracht Mediens und Persiens regio frigida nennt.)

Aber nicht allein die eigenthümliche Empfindlichkeit dieser ganzen Gattung war die Ursache, daß solche so spat in Italien konnte angebaut und einheimisch gemacht werden; Italien selbst war anfänglich nicht das herrliche fruchtbare Italien, das es nachher ward, nachdem nachdenkende Männer voll Vaterlandsliebe solches durch ihren anhaltenden Fleiß in jene glückselige Gefilden umzuschaffen bemüht waren.

War nicht Griechenland, war nicht Italien anfänglich eine rauhe Wüste? Menschen wohnten in Höhlen, nährten sich von Eicheln, und anderer jezt verabscheuter Kost, lebten ein unthätiges gefühlloses Leben dahin, bis große thätige Männer entstanden, die sie nach und nach umbildeten, ihre Gefilden in ein Paradies umschufen, und ihre Seelen zu einem solchen Schwunge erhoben, daß sie die tiefe und ewige Verehrung aller Zeitalter zum Preise davon getragen haben.

Bis also die Unfruchtbarkeit des italienischen Bodens gebessert, die Rauhigkeit des Himmelsstriches theils durch die Vernichtung der Wälder, theils durch den fleißigen Bau der Felder gemildert ward, bis dahin war es auch den emsigsten Einwohnern Italiens unmöglich, diese Gattung bei sich einheimisch zu machen. Und nun mußte erst durch den nachdenkenden Geist des Palladius die Empfindlichkeit desselben auf den italienischen Boden abgestimmt, und daher der Baum noch Winters gegen die Kälte verwahrt werden, ehe er ein Einwohner Italiens werden konnte. So müssen oft viele Sa-

chen zusammen treffen, bis ein glücklicher Erfolg unsere Wünsche bekrönt; und der Enkel genießet oft mit Ruhe und sonder Mühe, was durch der Voreltern größte Thätigkeit und Anstrengung aller Seelenkräfte erst möglich gemacht werden mußte. Und doch ist oft Niemand da, der dieser würdigen Männer Andenken der Vergeßlichkeit entreisset. Sie thaten es, und werden vergessen.

Wer weiß, was nicht in Deutschland noch möglich ist, wenn wir mit eben dem Eifer fortfahren, unsere Gegenden milder zu machen. War es doch ehemals so gut Wüste, wie Griechenland und Italien. Aber es ward auch umgebildet, und nun wächst da der edelste Wein, wo vormals wilde Thiere ihren Wohnsiz hatten. Vielleicht kann auch der Pomeranzenbaum noch ein Einwohner für uns werden, wenn wir ihn, wie ehemals Palladius, gegen die Rauhigkeit des Winters zu verwahren lernen, und durch Bereicherung des Bodens mit fruchtbar machenden Theilen denselben veredeln. Denn daß die Fettigkeit des Bodens keinem Gewächse so nöthig sey, als eben diesem, vermuthe ich

theils aus eigener Erfahrung, theils auch daher, daß Cäsalpin behauptet, die Früchten dieses Baumes seyen erst in Italien eßbar geworden. (Caesalpin de Plantis Lib. III. cap. 59. pag. 140: Ex quibus affirmare licet, pomum hoc translatum, cultu aut coelo adeo mitigatum esse, ut non amplius ingustibile sit, sed per se suave tum crudum, tum sacharo conditum.) Gewiß ist es, daß weder Theophrast, noch Plinius etwas davon melden. Beide sagen ganz bestimmt, daß man die Aepfel davon nicht speise, und daß ihr Nutzen theils in den Arzneikräften bestehe, theils zu Wohlgerüchen gebraucht werde, oder die Würmer von den Kleidern abzuhalten. (Theophr. l. c. Pomum ejus non manditur, sed odore praecellit. — Plin. l. c. Malus Asyria, quem alii vocant *Medicam*, venenis medetur . . . Pomum ipsum alias non manditur; odore praecellit foliorum quoque, qui transit in vestes una conditus, arcetque animalium noxia. Virgilius sang:

Media fert t r i s t e s succos, t a r d u m q u e
s a p o r e m felicis mali.

Ich vermuthe daher selbst, daß durch den Eifer

des Palladius und seiner Nachfolger diesen Bäumen eine fette Erde zu geben, auch sie einzuäugeln, die Frucht durch alle diese künstliche Behandlung viel milder, als in Persien und Medien geworden; wo sie ohne alle Kunst, ohne alle Beihilfe der Menschen sich selbst so überlassen dahin wuchs, — ja, daß Cäsalpins Vermuthung ganz gegründet sey, daß die Früchte erst nach ihrer Einführung in Italien eßbar geworden seyen. Wenigstens weiß ich, daß eine Pomeranze, deren Staude in einer magern Erde wächst, dickschaalicht, und von wenigem, rauhem und unangenehmem Geschmacke sey.

Indessen scheint doch Palladius der Einzige nicht gewesen zu seyn, der die Citronen in Italien gepflanzet, indem er die Bemühungen Anderer anführt, den Stamm zu behandeln, damit die Früchte süßer würden. (Autores rust. Palladius. Editio Mannh. Mart. X. pag. 144: A l i q u i mense Februario truncum obliquo foramine ab imo terebrant, ita ut altera parte non exeat: ex hoc humorem fluere permittunt, donec poma formentur: tunc foramen luto replent: sic, quod est M e d i u m, fieri dulce

confirmant.) Aber aus der nämlichen Stelle erhellt desto klarer, daß ihre Anpflanzung erst in diese Zeiten falle, weil die Früchten damals noch scharf, und dem Geschmacke unangenehm gewesen waren; man also durch künstliche Mittel dahin bedacht war, ihnen diese Schärfe zu benehmen. (Ibid. l. c. Feruntur acres medullas mutare dulcibus, si per triduum aqua mulsa semina ponenda macerentur, vel ovillo lacte, quod praestat.) Und eben dieser Schärfe wegen sagt Virgil von ihnen, sie hätten tristes succos tardumque saporem; das heißt, einen scharfen unangenehmen Saft, dessen Geschmack man lang nicht von der Zunge wegbringen könnte. Die Kunst des Anbaues hat nachher diese Aepfel so gemildert, daß sie jezt unter die herrlichsten Früchte gezählt werden, die das mittägige Europa aufzuweisen hat; eine Kunst, die zu den Zeiten des Palladius noch in ihrer Kindheit war, folglich klar beweiset, daß ihre Angewöhnung an den italienischen Himmelsstrich erst in Palladius Zeiten falle.

Man erlaube mir hier eine Ausschweifung, die dennoch vielleicht nicht ganz am unrechten

Orte ist. Wenn wir auf den Zeitpunkt zurück gehen, wo Italien anfieng, seine erste Bildung zu erhalten, wo es durch die Ankunft der Trojaner, vorzüglich durch den Bau der Stadt Rom den Grund zu seiner künftigen Größe zu legen anfieng: so ist dieß ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren vor Christi Geburt. Von Christi Geburt bis zur Theilung des römischen Reiches in das Abendländische und Morgenländische sind abermals fünfhundert Jahre, als in welchem Zeitpunkte Palladius gelebt. Jedermann weiß, welche merkwürdige Veränderung Italien in diesem Zeitraume erlebt hat, besonders wie sehr man ohngefähr dreihundert Jahre vor Christi Geburt, wo die römische Republik durch glücklich geführte Kriege anfieng, ihre Macht und Ansehen zu vergrößern, bemühet war, durch Einführung und Angewöhnung der nützlichen Produkten des Auslandes, Italien zu bereichern, und in einen Garten umzubilden. In diesem Zeitpunkte waren die Früchte dieser Gattung schon im größten Ansehen, wie dieß aus den Schriftstellern und Dichtern selbiger Zeiten genug erhellt, und dennoch

wollte ihre Anpflanzung nicht glücken, und man glaubte, diese Bäume könnten nirgend anders, als nur in dem glücklichen Medien und Persien wachsen. Fünfzehn Jahrhunderte giengen also vorbei, ehe man Italien mit diesem vortrefli-chen Gewächse bereichern konnte, das nun ein wichtiger Nahrungszweig desselben ist, und vor-züglich unter jene Produkten gehöret, die viel fremdes Geld ins Land einführen.

Sollte dieß nicht eine mächtige Ermunte-rung für uns seyn, in den Versuchen, die Zahl der Produkten Deutschlandes zu vermehren, nicht zu ermüden, da oft dasjenige durch Fleiß und Nachdenken kann möglich gemacht werden, was unsern Voreltern schlechterdings nicht ge-rathen wollte. Und wie eingeschränkt denken nicht die Meisten, die jedem Himmelsstriche eine bestimmte Anzahl von Früchten anweisen, jene mit Verachtung brandmarken, die durch nüzliche Versuche sich zum Besten des Vater-landes aufopfern, und durch ihr unzeitiges Hohngelächter eine Menge würdiger Männer von nüzlichen Unternehmungen zurück schrecken. Vieles ist gewiß noch möglich zu machen, wenn

Aufmunterung, Belohnung, oder sonstige Unterstützungen nicht mangeln, an welches man jezt zu gedenken kaum waget. Und jene sind als eine wahre Pest des Vaterlandes zu verabscheuen, die diese löblichen Bemühungen erschweren oder gar vereiteln wollen. Mir dünkt es wenigstens immer, wenn ich so Jemand reden höre, ich sey befugt zu glauben, der Mann verrathe eine erstaunliche Unwissenheit und Stolz, zwei sehr nah verwandte Eigenschaften eines unerträglichen Menschen. — Doch ich kehre wieder in mein Gkris zurück.

Wann die Citronen und Pomeranzen in Deutschland eigentlich eingeführt worden, ist wenigstens mir nicht bekannt. Seit Karl dem Großen ward Italien oft entweder unter deutscher Botmäßigkeit, oder doch sonst mit diesem Reiche in einer nähern Verbindung, und so, wie ehemals die Römer bemühet waren, die nüzlichsten Gewächse bei sich in Italien anzupflanzen: so suchten jezt andere Nationen, unter andern auch die Deutschen, bei dem Verfalle dieses mächtigen Reiches sich mit den natürlichen Schätzen desselben zu bereichern. Es

verlohnet sich weiter nicht der Mühe, den Ursprung dieser Einführung genauer nachzuspüren, weil die Pomeranzen und Citronen noch immer ausländische Gewächse für uns sind, von denen man bis jezt glaubte, daß sie Winters noch viel Pflege erheischten, und die noch zur Zeit mehr zur Zierde, als zum Nutzen gereichen. Indessen scheinen sie schon in den Zeiten von 1530 ziemlich bekannt gewesen zu seyn, denn unser Landsmann, Hieronymus Bock, von Bretten gebürtig, sagt in seinem Werke, daß einige Bürger von Mez und Straßburg dergleichen in ihren Gärten anpflanzten. (Kräuterbuch. III. Th. S. 381. a. — Davon mag man junge Bäumlein aufpflanzen, als etliche Bürger zu Mez und Straßburg in den Gärten, mehr Lusts denn Nothdurft halber aufzielen. — Und von Citronenbäumen sagt er S. 380. a. — Etliche Deutsche haben dieß Geschlecht von den Kernen aufgezielet, mit fleißiger Wartung, also daß nunmehr auch Bäumlein zu finden sind in unsern Landen.)

Mathiolus, der fast um die nämliche Zeit (1540) lebte, führet uns Erfahrungen an,

vermög welchen man in seiner Gegend, wo er sich aufhielt, schon weiter gekommen war. Er war lang an dem kaiserlichen Hoflager zu Prag, nachher zu Gräz; war, wie bekannt, ein sehr berühmter Kräuterkenner, den man den deutschen Dioscorides nannte. Dieser Mathiolus erzählet uns, daß man schon damals den Pomeranzenbaum ins Freie gesezt, Winters aber das Wäldchen mit einem hölzernen Hause bedecket, solches bei großer Kälte eingewärmet, im Frühjahre aber wieder abgelegt, und bis auf den künftigen Winter aufgehoben habe. (Neu vollkommenes Kräuterbuch. S. 109. Der Pomeranzenbaum will eine warme Stelle, gut Erdreich, und eine fleißige Warte haben, darum werden ihm in großer Herren Gärten hölzerne Häuser gebauet, so man im Frühlinge wieder abbrechen, und im Winter durch Feuer in dem Ofen erwärmen kann: denn es ist diesem Baume gut, daß er seine unbewegliche Stelle habe.)

Diese Art, Pomeranzen- und Citronenbäume zu überwintern, kam ziemlich in allgemeinen Gebrauch, so daß man dergleichen Häuser

in fürstlichen Gärten oft antraf, die bei wiederkehrendem Frühlinge auseinander gelegt, und bis zu dem nächst eintretenden Winter wieder aufgehoben wurden. Die beste Beschreibung eines solchen Hauses findet man in den Nürnbergischen Hesperiden, die der berühmte J. Christoph Volkhammer herausgegeben hat. Dieser würdige Handelsmann unterhielt selbst einen großen Citronat= Citronen= und Pomeranzengarten, und hatte ein eigenes solches Haus, das er in seinem Werke genau beschrieben hat. Auch hatte er ein eigenes Vergnügen, sie selbst anzupflanzen, und sein Werk ist meines Erachtens das Beste, so wir bis jezt von diesen herrlichen Fruchtbäumen haben. Schade, das er oft das Fabelhafte in seiner Erzählung beibehalten wollte, und er dadurch seinen nüzlichen Erfahrungen einen Anstrich gab, die eine Menge Leser abschrecket, dort das zu suchen, was doch wahrhaft nüzlich und brauchbar für sie ist. So sagte er schon, daß die Pomeranzen wegen ihrem festern Holze dauerhafter, als die Citronen seyen; daß das Feuer im Winter ihnen zuwider wäre, und

sie nur vor Frost bewahret werden dürften; daß ihre Natur sie nicht zu Hochstämmen, sondern zu Stauden, oder höchstens zu Zwergbäumen bestimmte; daß die niedern, und nicht die durch Kunst und Schnitt, sondern sich selbst überlassenen, oft krummen Stämme fruchtbar und einträglich wären; daß es besser sey, die Bäume tief, als hoch zu setzen, weil sie dann mehr Früchte trügen; ja, daß er durch der Gärtner Nachläßigkeit zu Grunde gegangene Bäume dadurch gerettet habe, daß er sie bis an die Krone in Erde versetzet, u. d. m. Auch beschreibt er der Gardseer Weise und Häuser, diese Bäume zu pflegen, als eine, die viel nüzlicher sey, als der Genueser ihre verkünstelte Art, die die Bäume mehr zum Handel, als des Fruchttragens wegen zögen. — Es wird gewiß Niemand gereuen, sich mit dieses Mannes Erfahrungen bekannt zu machen, und sich gern durch den Wust der Worte durcharbeiten, die er mehr, um dem Ferrarius zu gleichen, mag hingeschrieben haben.

Jezt scheinen diese Winter-Pomeranzenhäuser ganz in Abgang gekommen zu seyn, wahr-

scheinlich weil sie einige Beschwerlichkeit mit sich führen. Mir ist wenigstens jezt keines mehr in Deutschland bekannt, ob ich gleich darüber mehrere Erkundigungen eingezogen. Doch glaube ich, wäre es unbillig, wenn man sie so ganz eingehen ließ. Denn, wenn man in einen recht fetten guten Grund dergleichen Pomeranzenbäume versetzen würde: so müßte ja ein solches Wäldchen von ausnehmender Schönheit und Ertrage seyn. Die Kosten eines solchen Winterhauses würden auch nicht groß seyn, wenn man nach meinem Vorschlage die drei Seiten ganz schließen, und nur die vierte mit Fenster machen ließ. Das Gebälk der drei Seiten, und das Dachwerk müßte man inwendig und auswendig mit Brettern zuschlagen, und deren Zwischenräume mit Moose dicht ausstopfen. Ein solches Haus kann eine sehr strenge Winterkälte abhalten, auch, wenn es die Noth erfodern sollte, mittelst eines Ofens leicht geheizet werden.

Am allerleichtesten wird aber mein gegebener Vorschlag auszuführen seyn, wenn man die Gartenhäuser zu solchen Pomeranzensälen

anwenden würde. — Den Vortheil, der daher fließt, jezt zu erörtern, ist für gegenwärtigen Endzweck zu weitläufig. Doch will ich zum Schlusse dieser Abhandlung eine Stelle aus des würdigen **Sulzers** Tagebuche einer Reise in das mittägige Europa anführen, die gar deutlich den Vortheil zeigt, den die mittägigen Provinzen von Europa von dem Anbaue dieser Bäume ziehen. s. S. 138. Beschreibung der Stadt Hieres. — „Der Handel mit Citronen „und Orangen macht hier ein beträchtliches „Gewerb aus. Alles wird hier in Küsten ver„packt und verschickt. Der Ertrag ist beträcht„lich. Man hat mir einen Garten gezeigt, „den ich neun bis höchstens zehen Morgen, „jeden von hundert und achtzig Quadratru„then schätze; aus diesem sollen in mittelmä„sigen Jahren für acht bis neun tausend Livres „Citronen und Pomeranzen verkauft werden; „in ganz fruchtbaren Jahren soll der Ertrag „auf vierzehen tausend Livres gestiegen seyn. „Und doch wird das Hundert solcher Früchte „nur für ein Livres, oder sechs sächsische Gro„schen (sieben und zwanzig und einen halben

„Kreuzer nach dem 24 Gulden Fuß) verkauft.
„Aber auch aus den abfallenden Blüthen wird
„Nutzen gezogen. Sie werden gesammelt und
„den Parfumeurs verkauft."

Vergleicht man hiemit, was Popowitsch gesehen, und als wahr befunden hat: so wird man auch ein auffallendes Beispiel haben, daß man Pomeranzen und Citronen in Deutschland bereits des Nutzens wegen gezogen habe. s. Bemerkungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Jahrgang 1770. 2ten Th. S. 212. „Der verstorbene Feldmarschall, „Graf von Seckendorf, war unstreitig der be-„ste Landwirth in Deutschland. Sein Garten „zu Meiselwitz im Altenburgischen hat ihm „jährlich mehr eingetragen, als Manchem eine „Herrschaft, und er verdiente ein Muster aller „Gärten genennt zu werden, die man nicht „sowohl zur Pracht, als zum Nutzen einer „wohleingerichteten Landwirthschaft anlegen „will. Der Feldmarschall hatte Glashäuser „für die Pomeranzen- Citronen- und Limo-„nienbäume, deren Unterhaltung andern Lieb-„habern nicht wenig kostet. Er zog sie eines

„nicht geringen Ertrages halber. Der dama-
„lige Gärtner, als ich den Feldmarschall be-
„sucht hatte, war ein Karlsruher. Er ver-
„brennte manchen Winter kein Scheit Holz, um
„diesen ausländischen Bäumen Wärme zu ver-
„schaffen, und doch hätte ich beinahe so viel
„Früchte als Laub an denselben zählen können.
„Er schickte ganze mit diesem Obste beladene
„Fuhren nach Leipzig, wie denn bei meiner
„Anwesenheit eine solche ansehnliche Lieferung
„geschehen ist."

Anmerkungen vom Jahre 1804.

Als ich vor mehr als dreisig Jahren die Pflanzung der Citronen und Pomeranzen anfieng, war es bloße Spielerei, die ich mir nicht würde erlaubt haben, wenn ich große Gefäße für sie hätte anwenden wollen. Aber so verpflanzte ich sie in kleine gebrannte irdene Töpfe, damit sie des Winters über in den kalten Häusern wenig Raum einnehmen möchten. Als diese so verpflanzten Pomeranzen und Citronen anfiengen Früchte zu tragen, war ich aller-

dings erstaunt, so ganz ausgezeichnet gute Früchte von ihnen zu bekommen; denn sie waren voll des feinsten Saftes, ganz dünnschaalicht, und diese Schaalen so gewürzhaft, daß man schwerlich in Deutschland je bessere erhalten hat. Denn die italienischen und andere Citronen und Pomeranzen werden des Transportes wegen von den Bäumen nie ganz zeitig abgenommen, und die auf Deutschlands Bäumen erhaltenen Früchte sind gewöhnlich sehr dickschaalicht, mit wenigem und geringem Safte versehen, und ganz dazu geeignet, Pomeranzen und Citronen in bösen Ruf zu bringen.

Als nun die Güte dieser Früchte mehrere Jahre hintereinander anhielt, und bei schlechten Sommern eben so vortreflich, als bei guter Witterung wurden, war mir bei der ganzen Sache nichts so unangenehm, als die geringe Zahl der Früchte, die sie jeden Herbst reiften; denn eine so kleine Staude trug höchstens 12 bis 15 Früchte, gewöhnlich noch ungleich wenigere. Da meine Meinung war, daß der so ganz verschiedene Werth meiner Citronen und Pomeranzen von der Verschiedenheit

der Kultur ganz allein herrühre, und den Bäumen dieser Art in Deutschland nichts mehr zuwider wäre, als die kugelförmige Gestalt ihrer Kronen, wegen welcher sie in einem beständigen Schnitte gehalten werden müssen: so nahm ich mir vor, sie zwar in Zukunft staudenmäßig, und ganz nach ihrer Freiheit wachsen zu lassen; aber um ihren Wurzeln mehr Ausdehnungsraum zu verschaffen, sie in Kübel zu verpflanzen, die gar nicht geräumig, sondern 1 und 1/2 Schuh tief, und oben 15 Zoll im Durchmesser weit seyn sollten. Zu dieser Verpflanzung erwählte ich die nämlichen Stauden, die bisher so ausgezeichnet herrliche Früchte getragen hatten, um mit der Zeit in meinem Urtheile desto sicherer seyn zu können; ich nahm diesen Stauden alle durch den Scherbenstand ihnen eigen gewordenen krummen Wurzeln weg, und versezte sie mit aller Vorsicht in diese Kübel, und in den ihnen geeigneten Grund. Sie fiengen auch an nach wenigen Jahren schöne Stauden zu werden, blüheten fleißig, sezten aber wenige Früchte an, und diese Früchte waren ganz gewöhnliche dickschaalich-

te, saftleere Pomeranzen und Citronen. Nur in ganz heißen Jahren näherten dieselben sich ihrer ehemaligen Güte. Nachdem ich mehrjährig an diesem Versuche gearbeitet, bald dieß, bald jenes abgeändert hatte, ohne je meine Absicht zu erreichen, ermüdete ich endlich über diesem Versuche, ohne weitere Schlußfolgen daraus zu ziehen, bis zulezt durch die Belagerung von 1795 die Stauden zu Grunde giengen.

Da die Sommer- und Winterbehandlung, die Güte des Bodens, das Begießen, und alles Uebrige bei den kleinen und bei den großen Stauden, ja sogar die Stauden selbst ganz das Nämliche war, und der einzige Unterschied blos in der Größe der Gefäße, in dem Materiale der Gefäße, und denn in dem größern Kloße von Erde bestand: so bin ich nun überzeugt, daß Pomeranzen- und Citronenstauden, um in Deutschland vortrefliche Früchte zu zeitigen, weder in hölzerne, noch weniger in weite Kübel gepflanzt werden dürfen, sondern in engen von gebrannter Erde verfertigten Töpfen, damit die Kraft der Sonne besser auf die Wurzeln einwirken, und dadurch die Früch-

te vollkommen zeitig werden möchten. Ich habe zwar in der Folge die Versuche in kleinen Töpfen nicht wiederholt, aber die Schlußfolge ist so natürlich, daß sie keinem Zweifel unterliegt, und unterliegen kann.

Heut zu Tage sind diese Bäume so ganz außer der Mode, daß man die Meisten zusammen haut, und die Bessern an Gartenliebhaber verkauft, wo sie nach einigen Jahren sicher zu Grunde gehen. Denn diese Gartenliebhaber stellen sie Winters in Keller, wo der Mangel von Licht und der Zugluft ihnen höchst nachtheilig ist. In wenigen Jahren werden also die großen Bäume dieser Art in Deutschland sehr selten seyn, welches auch kein Verlust ist, da sie immer einen vergeblichen Aufwand verursachen, außer dem Wohlgeruche ihrer Blüthe keinen Nutzen schaffen, durch ihr ewiges Einerlei aber jeden Mann von Geschmack ermüden müssen.

Aber nach meiner in der Abhandlung vorgeschlagenen Methode werden Citronen- und Pomeranzenstauden anfangen, eine nicht allein einträgliche Frucht zu werden, sondern sie werden auch die Zahl der wahrhaft schmackhaften

und gesunden Früchte in Deutschland vermehren. Auch kann man als bestimmt annehmen, daß die Rechnung in Betracht der Sommer- und Winterwartung zum Vortheile der Scherben-Orangerie ausfallen werde. Denn auf den Raum, den ein großer Orangebaum einnimmt, kann man wenigstens zehen kleine in irdene Töpfe gepflanzte Stauden rechnen, die sowohl im Winter leichter in die kalten Häuser hinein, und im Frühjahre wieder heraus geschafft werden können, als die großen Kasten, die viele Hände, und noch dazu allerhand Maschinen erfodern, in den Winterhäusern aber durch den Umfang ihrer Kronen sich selbst des Lichtes berauben, und höchstens nur die erste Reihe wohl beleuchtet werden kann; die Häuser selbst nicht in Anschlag zu bringen, die eine ganz mäßige Anzahl großer Bäume erheischt. Bei meiner hier vorgeschlagenen Methode kann man hundert Töpfe mit Citronen- und Pomeranzenstauden auf den Plaz hinstellen, den zehen große Bäume erfodern. Diese machen jährlich große Kosten, und tragen wegen ihrer geringen Frucht wenig ein; da hingegen hundert

kleine Stauden beinah nichts kosten, keine Mühe machen, und im Herbste eine herrliche Erndte der besten Früchten abliefern, welche in der Anzahl Jenen nicht viel nachstehen werden, die zehen große Bäume im Herbste geben können.

Man hat in neuern Zeiten angefangen, eine Obst-Orangerie von inländischem Obste zu empfehlen, und eigene Anleitungen hiezu herauszugeben. Es ist allerdings sehr angenehm, vor seinem Fenster einen solchen Scherben-Obstbaum zu haben, auch ist es die allerleichteste Methode, eine vollständige Sammlung aller Obstarten und Abarten sich zu verschaffen, solche nach und nach in seiner Gegend auf große Bäume durch die nun bekannten Methoden zu vermehren, und dadurch jede Gegend mit den ausgesuchtesten Obstarten zu bereichern. Aber dem größten Theile von Gartenfreunden wird eine solche Pomeranzen- und Citronen-Scherben-Orangerie viel angenehmer seyn, die vom ersten Frühjahre an bis in den späten Herbst Vergnügen, Wohlgeruch und endlich herrliche Früchte abliefern; im Winter aber

weiter keine Abänderung erheischen, als daß man sie dann innerhalb des Fensters stellt, wo sie in der guten Jahreszeit außerhalb gestanden sind. Blos bei heftigem Froste muß man sie in ein Zimmer zusammenrücken, und durch mäßiges Feuer solches in dem Grade Wärme erhalten, daß hingestelltes Wasser keine Eisrinde darin ansetzen kann.

Recht sehr habe ich mich gewundert, in F. G. Dietrichs vollständigen Lexicon der Gärtnerei und Botanik, so erst 1803 herausgekommen ist, drittem Bande, S. 152. zu lesen, daß der angemessene Standort für Pomeranzenbäume ein Glashaus oder ein Zimmer von einem bis fünf Grade Wärme sey. Dieser Aussage muß ich nach meinen Erfahrungen geradezu widersprechen, und dieser angegebene Wärmegrad ist den Stauden und Bäumen offenbar zuwider, macht sie kränklich, und sezt sie jedesmal den Insekten aus, die ich bei meiner Behandlung höchst selten wahrgenommen habe, und von welchen sie auch leicht zu befreien waren. Null nach dem Reaumürischen Thermometer ist jener Wärmegrad, den sie erheischen,

fällt aber der Thermometer unter Null, so muß man mit etwas Feuer zu Hilfe kommen. Was ich hier sage, ist auch gar nichts Neues, und Herr Dietrich darf nur Münchhausens Hausvater, 3ten Band, S. 582. nachlesen, wo er finden wird, daß „die Bäume in den Häusern nicht warm gehalten, sondern nur eben gegen den stärksten Frost verwahrt werden müssen.“ S. 532. sagt der Verfasser, daß der Garten, den Er nun (zu Schwöber) besitze, die stärkste Sammlung von Agrumen, die jemals ein Privatgarten in Deutschland gehabt, aufweisen könne, indem der Stifter desselben schon vom Anfange des achtzehnten Jahrhundertes an sich um dieselbe Mühe gegeben, und 1714 an Orangen 49, an Limonien 133, und an Citronat 38 Arten und Abarten besessen habe. Erfahrungen von einem ganzen Jahrhunderte, und bei einer reichen Sammlung angestellt, werden doch wohl Glauben, um so mehr Glauben verdienen, wenn man dasjenige damit vergleicht, was Volkhammer in seinem zu Nürnberg 1708 herausgegebenen Werke davon angiebt, welche Stelle ich oben

S. 152. mit ausgezeichneter Schrift angeführt habe. Mir ist es ganz unbegreiflich, warum man immer fortfährt, eine diesen Bäumen schädliche Winterwärme zu empfehlen, und warum alle Gärtnerbücher solche anrathen. Chr. Ludw. Krausens fünfzigjähriger erfahrungsmäßiger Unterricht von der Gärtnerei ist von S. 245—259. ein ächtes Beispiel, wie man nicht allein eine kostspielige Pflege veranstalten soll, sondern auch wie man es anfangen müsse, Pflanzen zu verzärteln, und sie dadurch dem Verderben Preis zu geben.

IV. Wie kann elender Ackerbau einer Gemarkung nach und nach in einen bessern verwandelt werden?

Wenn man bei gewissen Wahrheiten beobachtet, daß sie beinah allgemein anerkannt sind, und dennoch nicht in tägliche Ausübung gebracht werden: so muß der nachdenkende Men-

schenfreund auf die billige Vermuthung fallen, daß Hinderniße im Wege liegen, die sich dieser Ausübung widersetzen. Denn zu den gewöhnlichen Ausflüchten von Vorurtheil, Trägheit, Widerspenstigkeit, Bosheit u. d. m. immer seine Zuflucht zu nehmen, ist eine Erniedrigung des Menschengeschlechtes, die wenigstens alsdann kein Gemeinort seyn sollte, wo offenbarer Vortheil jeden Einzelnen reizet, der anerkannten Wahrheit nicht zu widerstreben.

Seitdem man in Deutschland angefangen hat, dem Feldbaue seine Aufmerksamkeit zu widmen, und ihn als die Stützen der Staaten zu betrachten, hat man auch vorzüglich auf Futterbau und Viehzucht die gehörige Rücksicht genommen. Ich übergehe jenes, was Deutschland that, und schränke mich blos auf die Bemühungen unserer Gesellschaft ein, die gleich bei ihrer Entstehung den künstlichen Futterbau, und seine glückseligen Folgen zu lehren bemüht gewesen; die wider die Weidgänge und Brachen geeifert, die Stallfütterung angepriesen, und nur in dem glücklichen Verhältniße zwischen Futter- und Ackerbaue das Aufkommen

des Bauernstandes festgesezt hat. Undankbar würde man seyn, wenn man nicht den mannigfaltigen guten Erfolg dieser Bemühungen anerkennen wollte; aber eben so sehr würde es die größte Unwahrheit seyn, wenn man sich schmeicheln wollte, man habe nun seine Absicht erreicht. Im Gegentheile muß ich als ein unpartheiischer Beobachter eingestehen, daß (1780) kaum der erste Schritt zur Landeskultur geschehen sey, und daß der allergrößte Theil vom Bauernstande diese Grundsätze eines beglückten Ackerbaues nicht ausübet.

Nach meiner genauen Prüfung ist nun die Schuld nicht auf den Bauernstand zu wälzen, sondern vielmehr auf Jene, die die Verbesserung der Ackerwirthschaft vortragen. Die Gränzen zwischen einem elenden Ackerbaue und Stallfütterung sind unendlich weit voneinander entfernt. Zwischen Beiden befindet sich eine Kluft befestiget, über welche der Stubengelehrte mit Leichtigkeit hinüber hüpft, der ausübende aber hinein fällt, und meistens den Hals bricht. Elender Ackerbau ist Mitternacht, und Stallfütterung mit aller ihrer glücklichen Anwen-

dung

dung auf das Aufkommen des Ackerbaues ist heller Mittag. Wie wir nun täglich in der Natur beobachten, daß sich Mitternacht durch unendlich kleine Abänderungen nach und nach in Mittag verwandle: so hätten wir auch hierin der Natur getreu seyn, und alle diese kleine Abänderungen lehren sollen, welche der Ackerbau durchwandern muß, ehe er von seinem elenden Zustande in den vollkommensten übergehen kann. Aber so übersah man alle diese kleine Abänderungen, und wollte mittelst eines gefährlichen Sprunges gleich der höchsten Vollkommenheit sich nähern; und weil dergleichen Sprünge, wie ich so eben gesagt, leichter auf dem Papiere, als in der Ausübung zu machen sind: so hatte man daher das Mißvergnügen, zu sehen, daß Alles so ziemlich in seiner alten Lage blieb, und daß wahrscheinlich noch gar viele Jahre werden erfodert werden, ehe man sehen wird, daß diese frommen Wünsche in Erfüllung gehen werden. Meine Absicht soll daher seyn, unsere Lehrer einer verbesserten Agrikultur auf diese kleine und unmerkbare Abänderungen aufmerksam zu ma-

chen, und selbst einen kleinen Beitrag zu liefern, wie man diese nüzliche Absicht erreichen könne.

Erster Abschnitt.

Von dem Aufkommen des Ackerbaues der großen Städte.

Man sollte glauben, daß die umliegende Gegend jeder großen Stadt ein paradiesisches Gefilde seyn müsse, weil der Dung, der die Seele des Ackerbaues ist, und auf dessen Gewinnung der Bauer so viel Geld und Mühe verwendet, eine unausbleibliche Folge des Luxus und des Bedürfnißes jeder Stadt ist. Indessen ist es doch bei vielen Städten nicht so beschaffen; ja es giebt Mehrere, wo die Außenseite derselben dem innern Prachte gar nicht entspricht. Die Ursache ist, weil man von Seiten der Polizei diesen Gegenstand zu sehr außer Augen setzet, ja die Quellen einer glücklichen Kultur nicht der mindesten Aufmerksamkeit würdiget. Es sind mir sogar zwei volkreiche Residenzstädte bekannt, und die es schon seit Jahrhunder-

ten sind, wo die Gegenden um die Stadt herum das traurigste Bild einer verwaisten Kultur dem Auge eines jeden Kenners und Nichtkenners darstellen. Beide Städte durchströmen beträchtliche Flüsse, und die in der Nachbarschaft derselben Wohnenden sind so nachläßig, daß sie lieber den gewonnenen Dung in das vorbei fließende Wasser stürzen, als ihn zum allgemeinen Gebrauche aufbewahren. Diese Vernachläßigung ist ein sicherer Beweis, daß der Dung wegen seinem mißkannten Nutzen in einer so geringen Schätzung sey, daß es dem Einzelnen gar nicht der Mühe verlohne, ihn zusammen zu sparen, um für diese Mühe eine verhältnißmäßige Belohnung von Jenem zu ziehen, der ihn doch nirgends so wohlfeil, als eben von diesem Einzelnen erhandeln könnte.

Die Menge von Pferden, die in einer Residenzstadt gehalten werden, der gewöhnlich theuere Preis der Milch, der Viele zu einer Milchwirthschaft einladet, die vielen Fuhren, die täglich in eine große Stadt eingehen, zeigen augenfällig, daß täglich in dieser großen Stadt eine Menge Dung gemacht werden müsse,

der, wenn er nur in einem Zeitraume von zehen Jahren auf die umliegende Gegend wäre ordentlich ausgeführt worden, auch den schlechtesten Boden hätte veredeln müssen. Bringt man hiezu die herrliche Benutzung des Gassenkothes, ferner die nüzliche Verwendung der heimlichen Gemächer: so muß man sich gewiß verwundern, wie es nur möglich ist, die umliegende Gegend einer so großen Stadt so verwildert zu erblicken. Aber in solchen Städten sind die Reinigungen der heimlichen Gemächer ein kostbarer Aufwand für den Hauseigenthümer, und die Stadt selbst muß für die Strassenreinigung jährlich vieles Geld verausgaben, die doch von dieser Straßenreinigung eine jährliche Einnahme ziehen sollte.

So sehr einem jeden vernünftigen Manne dieß Alles entsezlich befremdend vorkommen sollte: so wird man doch endlich in der Lage, und dem Grunde und Boden die nähere Ursache entdecken. Gewöhnlich ist bei einer solchen Stadt der Boden sandigt, kiesigt, eisenschüßig, oder sonst von einer schwer zu bändigenden Eigenschaft. Jeder einzelne Biedermann, der

nun die Veredlung eines Theiles dieser um- liegenden Gegend übernehmen will, findet, daß diese Veredlung so viel Geld, Zeit und Mühe ihn kosten würde, daß er für sich keinen Nutzen, im Gegentheile vielleicht den größten Schaden dabei zu erwarten hätte. Und für die Nach- kommenschaft so zu arbeiten, daß man selbst dabei zu Grunde geht, dieß sind Tugendgrund- säze, die sich leichter predigen, als ausüben lassen.

In solchen Fällen kann man also von keinem Einzelnen die Verschönerung der umliegenden Gegend einer Stadt erwarten, sondern die Po- lizei sollte in das Mittel treten, und theils durch eigenen Aufwand, theils durch eine klu- ge Gesezgebnng dieß zu erreichen suchen. Ihre Hauptabsicht wird dann dahin gehen, daß von nun an die Verschwendung aller Dungarten nicht mehr Plaz greifen möge, hingegen Jenen die Verwendung desselben auf alle nur mögli- che Art zu erleichtern, deren eigentlicher Beruf es seyn könnte, durch die Anpflanzung der um- liegenden Gegend ihren Lebensunterhalt zu fin- den. Das Vorzüglichste könnte vielleicht in Fol- gendem bestehen.

1) Muß sie ernstlich befehlen, und mit Strenge darüber halten, daß in Zukunft keine Dungart mehr dürfe verschleudert, oder gar in das Wasser geworfen werden. Den heimlichen Gemächern soll sie eine Einrichtung zu verschaffen bemüht seyn, damit diese edle Dungarten nach dem Beispiele so vieler anderer großer Städte der umliegenden Gegend nun zum Nutzen gereichen. Den Ruß der Schornsteine, die ausgelaugte Asche der Wäschen, alle mögliche Haus- und Gassenunreinigkeiten sollen fleißig aufgehoben, und der Dung der Pferde neben den Ställen gesammelt werden, u. s. w.

2) In ziemlicher Entfernung vor jedem Thore einer Stadt könnte man einen öffentlichen Plaz anlegen, und alle diese gesammelten Unreinigkeiten auf städtische Kosten dorthin führen lassen. Wer seine Dungmassen selbst benutzen kann, entweder zu eigenem Gebrauche seiner Aecker und Gärten, oder Gelegenheit hat, ihn zu verkaufen, der darf an dieser Benutzung auf keinerlei Art gehindert werden. Jedoch könnte die Polizei darauf den Bedacht

nehmen, daß keine Dungmasse den benachbarten Dörfern zugeführt würde, so lang sie selbst noch öde Felder auf ihrem städtischen Gebiete hat. — Diese auf Kosten der Stadt zusammen geführten und gesammelten Dungmassen sollen nun allein jenen städtischen Einwohnern umsonst zu Theile werden, die sich anheischig machen, einen Theil des um die Stadt herum liegenden öden Feldes aufzufrischen, und in baubaren Stand herzustellen.

3) Dasjenige, was auf dem Gebiete einer Stadt am Nüzlichsten anzulegen und zu pflanzen ist, sind entweder Gärten oder künstliche Wiesen. Meines Erachtens sollte der Früchtenbau den Dörfern allein überlassen, folglich um Städte herum der Gemüs- Wiesen- und Kleebau allein begünstiget werden. Aber da der Gartenbau zu viel Dung erheischet, und es bei selbigem zu lang dauern würde, ehe das städtische Gebiet in ein reizendes Gefilde umgeändert werden kann: so hätte man diejenigen, die sich dieses unentgeldlichen Dunges bedienen wollen, zu verpflichten, auf ihren neu anzulegenden Feldern nichts anders als Klee

zu bauen. Theils werden die vielen Kleewurzeln, die in die Tiefe der Erde dringen, und von Zeit zu Zeit darin verwesen, eine ganz neue Erde erzeugen, und die Verbesserung von Sand, Kies und anderm Boden am geschwindesten befördern; theils wird auch der leichtere und erträglichere Absaz von Kleefutter jeden Einzelnen in den Stand setzen, noch mehr Verwand auf seinen Acker zu machen, wodurch die allgemeine Absicht noch schneller befördert werden würde.

4) Da man voraus setzen muß, daß jedes städtische Gebiet, das bisher keine Kultur genossen, ein schwer zu bezwingendes Feld sey, in welchem jede Dungmasse in heißen Sommern noch ehender schädlich als nüzlich ist: so sollte jede Polizei vorzüglichen Bedacht dahin nehmen, daß diese gesammelten Dungmassen nur vor Winter ausgetheilet, und den Aeckern zugeführet werden dürften.

Wenn eine Stadt auf diese Art höchstens zwölf Jahre auf die nüzliche Sammlung aller Dungarten, und auf die Verbreitung in ihr städtisches Gefilde mit Klugheit denken wird:

so kann es unmöglich fehlen, der Werth des Dunges muß allgemein anerkannt, und sein Ankaufen der Wunsch jedes einzelnen Güterbesitzers werden. Der Viehdung wird so im Werthe steigen, daß nun jeder Einzelne seines eigenen Nutzens wegen ihn sammeln, und wenn er ihn nicht selbst gebrauchen kann, doch gut verkaufen wird. Es wird Leute geben, die die Straßen-Unreinigkeiten unentgeldlich werden ausführen wollen, nur damit sie desselben theilhaftig werden. Ja, nach und nach, so wie der Acker einträglicher wird, wird alles dieses so gesucht werden, daß nun der Gassenkoth eine jährliche städtische Revenüe werden muß, und nach Verlauf von 25 Jahren wird nicht allein der anfängliche Aufwand nach und nach wieder in die städtischen Kassen zurückkehren, sondern sie werden eben dadurch der immer steigenden jährlichen Einkünfte sich zu erfreuen haben.

Im Grunde hat also die Polizei Nichts als den Vorschuß gethan, den sie nach Jahren, weil sie das Erwarten des Einganges von Kapital und Interesse besser als ein Einzelner ab-

warten kann, nicht allein richtig wieder einkassirt, sondern sie hat auch den Privatnutzen des Einzelnen mit dem allgemeinen Nutzen verknüpft, welches die allersicherste Hypotheke ist, auf welches sie ihr Geld auslegen muß. Ja, jede städtische und Dorfgemeinde sollte ihre überflüßige Fonds nie auf Kapital anlegen, sondern zu Unternehmungen bestimmen, die kein Einzelner unternehmen kann, die aber doch des allgemeinen Bestens wegen ausgeführt werden müssen.

Zweiter Abschnitt.

Von der stufenmäßigen Veredlung des schlechten Ackerbaues der Dörfer.

Armuth und Kleinmüthigkeit sind nah verschwisterte Eigenschaften; Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit ihre unausbleibliche Folgen. Ein schnell zu verbesserender Ackerbau erfodert wahren Geldvorschuß; diesen hat theils der arme Dorfbewohner nicht, andern Theils läßt es sich auch nicht jedesmal mit Geld selbst erzwingen, wie viele Güterbesitzer zu ihrem

Schaden nur zu oft erfahren haben. Die Armuth der Erstern, und die oft unglücklichen Erfahrungen der Andern macht, daß die Landwirthschaft in den Gränzen ihres Elendes verbleibt.

Jeder Boden, der nicht felsigt ist, kann durch anhaltenden Fleiß veredelt werden, nur hat eine Gegend vor der andern Vorzüge. Sümpfe, Waldgegenden und steile Gebirge erfodern den länger anhaltenden Fleiß, Andere eilen derselben schneller entgegen. Sand und steifer Letten kosten mehr Geld, eisenschüßige Erde mehr Geduld. Aber alle diese Gegenden mögen einem ausdauernden Fleiße nicht widerstreben, und Kunstfleiß gepaart mit gehörigem Nachdenken muß alle diese öden Gefilde umschaffen.

Der Ackerbau einer Gegend ist schlecht, wo der beste Morgen Ackerfeldes, nach Nürnbergischem Maaße berechnet, keine fünfzig Reichsthaler werth ist, und die Geringern verhältnißmäßig im Preise fallen. In solche Gegenden Leben und Thätigkeit zu bringen, dieß kostet wahre Mühe, weil jeder Bewohner derselben

glaubt, dieß sey unmöglich. Je mehr sich der Ackerpreis über diese Geldsumme erhöht, je leichter ist ihm aufzuhelfen; und wenn er endlich wegen seinem Ertrage den Werth von 300 fl. erhält: so ist man an denjenigen Zeitpunkt gekommen, wo der Gegend eine schnelle Veredlung der Landeskultur bevorsteht. Die meiste Rücksicht des Staates erfodern also die Dörfer, deren besten Aecker zwischen einem Preise von 50 bis 300 fl. sind. Haben sie diesen Preis einmal überstiegen: so darf man von Seiten des Staates nur keine Hinderniße mehr in den Weg legen, und der durch Ertrag zur Spekulation jezt aufgemunterte Bauer wird seinen eigenen Weg getrost fortwandeln. Hier schränke ich mich also blos auf jene Gegenden ein, wo der beste Morgen Ackerfeldes zwischen einem Preise von 50 bis 300 fl. ist. Meine Vorschläge, diese in Aufnahme zu bringen, werde ich in verschiedene Rubriken abtheilen.

1. Wiesenbau.

Dung ist die Seele des Ackerbaues, zugleich aber auch dasjenige, was den Bauern das meh-

reste Geld kostet; durch weniges wohlgefüttertes Vieh erreicht er aber seine Absicht ehender, als wenn er sich unklüglich damit überstellt. Mit dem Wiesenbaue muß also der Anfang gemacht werden, weil der Bauer gleich in dem ersten Frühjahre den Nutzen davon einerndtet, er aber schlechterdings nicht länger als ein Jahr warten kann. Die Polizei wird hier in das Mittel treten, und kann nicht allein das Nothwendige befehlen, sondern sie ist es auch verpflichtet zu thun. Und so wie sie die städtischen Gewerbe durch kluge Gesetze leitet, eben so sollte sie dem Ackerbaue durch gleich kluge Gesetze zu Hilfe eilen. Außer der nöthigen Wiesenwässerung hat sie auch dahin zu sehen, daß jede Wiese des Winters gehörig gedüngt werde. Und wenn auch schon in dem ersten Jahre dadurch den Fruchtäckern etwas entzogen würde: so soll sie dennoch fest darauf bestehen, weil dieß der erste Schritt zur verbesserten Landeskultur ist, den jeder Bauer thun kann, er mag so arm seyn, wie er will, wenn er auch nur ein einziges Stück Vieh ernähren sollte. Auf einer meiner Reisen von München durch

das Baierische nach Donauwörth zu durch Schwaben und das gesegnete Wirtemberger Land habe ich mit wahrem Vergnügen gesehen, wie die daselbst wohlstehenden Bauern ihre Wiesen reichlich gedüngt hatten. Ich habe mich darüber verschiedentlich erkundiget, und Alle haben mich versichert, daß sie dieß aus keiner andern Absicht thäten, als weil sie aus langwieriger Erfahrung wüßten, daß ihnen kein Dung reichlicher bezahlt würde, als den sie auf ihre Wiesen führten. Was nun den wohlstehenden Bauern zu mehrerem Ertrage verhilft, dieß muß dem ganz armen Manne noch viel ersprieslicher seyn, weil es ihn aus der traurigen Lage herausreißt, in welcher er sonst sein Leben dahin seufzen muß. Vom Wässern der Wiesen rede ich hier nicht, weil dieß beinah in allgemeiner Uebung ist. Aber es ist bei weitem nicht hinlänglich.

2. Kleebau.

So wie nun durch den vermehrten Wiesenertrag die Fütterung, folglich die Dungmasse sich vermehrt: so kann die Polizei nach Ver-

Laufe von fünf bis sechs Jahren befehlen, daß jeder Bauer nach Verhältniße seines Ackerbaues sich Klee anpflanze. Immer soll man auf den ärmsten Bauer die mehrste Rücksicht nehmen; und wenn man den Begüterten auch nur zur Ansäung eines Morgens Acker verpflichtet: so sollte der in der Anzahl ganz geringe Eigenthümer wenigstens zur Anpflanzung einiger Ruthen Klees angehalten werden. Kein Ackereigenthümer darf von dieser Schuldigkeit losgesprochen werden, theils um dem Futterdiebstahle vorzubeugen, theils einen Jeden auf die Quelle des Landesreichthumes hinzuleiten. Denn diejenigen, die einmal durch Gesetze zu dem Düngen der Wiesen, und zu dem Kleebaue angehalten worden sind, und nur zwölf Jahre diesen Gesetzen haben folgen müssen, die wird man nachher nicht mehr dazu verpflichten dürfen, weil der anerkannte große Nutzen sie von selbst zur fernern Befolgung aufmuntern wird. Jedoch kann die Landespolizei dahin sehen, daß besonders im Anfange ein Kleeacker von rothem Klee jedesmal zu Ende des zweiten Jahres gestürzet werde, und es Niemand

erlaubt sey, ihn auch noch im dritten Jahre nützen zu wollen. Jeder Ackereigenthümer wird also verbunden seyn, die befohlene Anzahl Kleeäcker alle Jahre anzubauen. Nämlich der ärmste Ackereigenthümer wird alle Jahre einige Ruthen Klee ansäen, damit er beständig nach Verlaufe des ersten Jahres einige Ruthen im besten Nutzen habe. — Was bei dem Anbaue des Klees zu besorgen sey, übergehe ich hier, theils als bekannt, theils als so oft vorgetragen, daß Jeder bei dem geringsten Nachforschen es leicht erfahren kann.

3. Viehweiden.

Die Viehweiden aufzuheben ist leichter gesagt, als ausgeführt. Bei einem schlechten Ackerbaue ist ihr Aufheben unmöglich, ohne die Landeskultur noch mehr zu Grunde zu richten. Die Polizei hat also anfänglich dahin zu sehen, daß die Viehtriften in einen bessern Stand kommen, und der Nutzen derselben wirklich erreicht werde.

Wenn das Vieh die ganze Weid-Jahreszeit auf dem Weidgange herum irrt: so ist es

nicht möglich, daß es Nahrung darauf finden kann. Das beständige Treten auf das Gras, das Stallen auf die Trift sind lauter Hindernisse, daß ja kein Gras wachsen kann. Zudem frißt es beständig den hervorkeimenden Halm ab, von dem es nicht satt wird; da hingegen, wenn dieser Halm Zeit gehabt hätte, auszuwachsen, er reiche Nahrung würde geliefert haben. Einen Weidgang täglich nutzen zu wollen, ist beinah eben so viel, als ihn nie benutzen zu wollen.

Alle Viehtriften sollen daher umzäunt, und in drei gleiche Theile abgetheilt, zugleich ein gemeinschaftlicher vierter Plaz gehalten werden, der mit Bäumen bepflanzt, mit einem Brunnen versehen, und zur Mittags-Ruhstätte bestimmt ist. Während der Zeit, daß das eine Drittel dieser Weide abgeweidet wird, haben die andere zwei Drittel Ruhe, und das Gras kann daselbst nachwachsen. Ist das erste Drittel abgeweidet, geht man zum zweiten, und dann zum dritten Theile über, und so fängt man in der Reihe wieder von vornen an. Dem Kühhirten darf es nie erlaubt seyn, den fallen-

den Dung zu verkaufen, sondern er muß ihn gehörig und täglich in eine Ecke des Weiddrittels sammeln; und wenn bei Ende des Herbstes die Weide ein Ende hat, soll er diesen Dünger auf den Weidgang gehörig ausbreiten, und dadurch die Trift im Stande erhalten. Und damit dieser Dünger desto nüzlicher werde, soll Jeder, der Vieh zur Weide schickt, eine proportionirliche Menge Stroh liefern, damit derselbe zwischen diesen Haufen täglich verbreitet, und das Aussaugen der Sonne verhindert werden möge. Das Nämliche soll der Viehhirt auf dem vierten, der Mittagsruhe bestimmten Platze thun, und den daselbst gewonnenen Dung des Winters auf alle drei Abtheilungen der Weide gehörig verbreiten.

4. Anlegung neuer Viehweiden.

Es giebt Ortschaften, die weder eine bestimmte Weide, noch viel weniger Flurenbau haben, sondern wo jeder Bauer säen kann, wie er will und mag. Nach dem Ideale unserer neuen Landwirthe ist das die Gegend, die der schnellsten Veredlung fähig ist; aber nach

meiner Erfahrung finde ich, daß eine solche Gegend mit elendem Ackerbaue der Verbesserung am mehrsten widersteht. Vieh hat der Bauer, und muß es haben, es mag auch so elend seyn, wie es will, aber Futter hat er keines, auch keinen öffentlich angewiesenen Weidplaz, folglich ist seit Jahrhunderten alles unbesäete Land der allgemeine Weidstrich. Da nun kein Flurenbau in der Gegend ist, so ist die ganze Gemarkung so angepflanzet, daß ein gesäeter Acker und ein Brachacker miteinander abwechseln, folglich die ganze Gegend blackenweis besäet ist, und entweder brach, oder gar öde liegt. Nun soll zwar nach der Feldordnung alles eingesäete Land gehütet seyn, aber wie ist es möglich, daß das hungrige Vieh auf den nackenden Feldern herum irren, und rechts und links die eingesäeten Aecker meiden soll? Da geschehen nicht allein ewige und unvermeidliche Einbrüche, sondern die Ochsenbuben sind boshaft genug, es mit Fleiße zu thun. Freilich treibt jeder Einwohner gleiche Wirthschaft, aber die Folgen sind auch, daß Jeder säet, und beinah Nichts erndtet. Der Feldschüz ist

auch nicht vermögend, Aufsicht zu halten, denn wenn er in dem einen Theile der Gemarkung ist: so wird auf dem entgegen gesezten Theile gestohlen und geraubt. Man sollte gewiß mehr Achtung vor der großen Einsicht unserer Vorfahren in Landeskultur-Sachen haben, und nicht mit dem gewöhnlichen verächtlichen Blicke auf sie herab sehen, gerade als wenn sie hierin Idioten gewesen wären. Ich bin wenigstens ganz davon zurück gekommen, und glaube, daß Viele derselben gründlicher philosophirt haben, als wir Neuern, die wir uns doch so stolz brüsten, und den Stein der Weisen gefunden zu haben wähnen, bei all unserm Bemühen aber, Gold zu machen, an den Bettelstab gerathen.

Unsere alten Deutschen waren Jäger und Viehhirten. Als endlich der Ackerbau auch ihr Gewerbe ward: so konnten sie nicht anders, als Viehzucht und Ackerbau miteinander verbinden, und theilten also ihre Felder. Dadurch entstanden Viehtriften, Flurenbau und Brachfeld. Das Verhältniß des Flurenbaues und der Brachfelder richtete jeder Ortsvorstand nach den vermeintlichen Kräften ein, vielleicht

haben einsichtigere Ackerbauverständige dieß in der Folge der Zeiten noch näher bestimmt. Daher mag es kommen, daß so viele Dörfer so verschiedene Einrichtungen vom Flurenbaue haben, ja, daß er bei Andern ganz aufgehoben ist. Da, wo der Viehübertrieb über die verstreuten Brachfelder verboten ist, da ist diese aufgehobene Brache gewiß eine Folge des Nachdenkens; aber wo dieser noch geduldet wird, da kann man sicher schließen, daß unsere Voreltern in der Meinung gestanden, der Ackerbau wäre für eine solche Gegend nur ein Nebengeschäft, die Viehzucht aber der Hauptnahrungszweig.

Das Auslichten der Wälder, die mehrere Einschränkung des Wildprettes macht nun Gegenden urbar, an deren Kultur unsere guten Alten mit Recht zweifelten. Wenn nun also Zeitumstände die Schwierigkeiten weggeräumt haben, die ihnen unbezwingbar waren: so sollen wir dieß nicht unserem mehreren Verstande, sondern oft dem Zufalle, ja noch öfters den Folgen des mehr überhand nehmenden Luxus zuschreiben. Gewiß ist noch kein Wald aus

Liebe zum Ackerbaue niedergehauen worden, wohl aber die Meisten, um Kassenlücken damit auszufüllen. Daß dieß Zusammenhauen der Wälder unser Klima milder gemacht hat, dieß wollen wir also lieber dem Glückszufalle, als den patriotischen Wünschen der Finanzier zuschreiben, und Plusmacherei hatte sicher größern Antheil daran, als Patriotismus.

Ich glaube also gewiß, daß solche Gegenden, die nun durch den Zufall in unsern Zeiten erst urbar werden, nach der klugen Einrichtung der Alten, und nicht nach unsern unmöglich ausführbaren Ideen sollten angebaut werden. Ich bin dem Flurenbaue in neuern Zeiten deßwegen günstig, weil er der beste Damm wider das zu viele Anpflanzen des Einzelnen ist, der da glaubt, er wäre desto reicher, je mehr er angesäet hat. Unser für die Aufnahme des Ackerbaues zu früh verstorbenes Mitglied, der vortrefliche Eugenmus, hat daher in verschiedenen Schriften mit männlichem Muthe gegen dieß zu viele Ackerbestellen geeifert; aber was helfen alle die Gründe, die nie befolgt werden. Ackerpolizei muß hier in das Mittel treten,

und ich sehe kein kräftigeres allgemeineres Mittel, dieser Viel-Anbauereisucht des Ackermannes zu widerstehen, als den Flurenbau.

Die Entdeckung der Neuern von dem Kleebaue, die nun sicher das einzige Mittel ist, eine verwaiste Gegend in schnelle Aufnahme zu bringen, widerstrebt dem Flurenbaue, in so weit die Brachäcker mit der Weidgerechtigkeit belastet sind. Um nun die Brachäcker von diesem Weidzwange gänzlich zu befreien, und dennoch die Landeskultur nicht nach unsern eingebildeten Ideen, sondern nach den Vermögens-Umständen des armen Bauers einzurichten: so muß ihm ein anderes Weidstück eingeräumt werden, wo er sein Vieh so lange Jahre hintreiben kann, bis sich der Futterbau seiner Gegend durch die kleine, und nur ihm mögliche Abänderungen so nach und nach vergrößert hat, daß er endlich die Stallfütterung einführen kann.

Alle diejenige Ortschaften, in denen es daher gebräuchlich ist, daß das Vieh die ganze Weidzeit auf allen unbesäeten Aeckern herum irren darf, sollten daher nach meiner Meinung aus gemeinen Mitteln einen öffentlichen allge-

meinen Weidgang erkaufen, und denselben nach den oben angeführten Grundsätzen anbauen und einrichten lassen. Ich sehe zum voraus, daß man diesen Vorschlag eine wunderliche Grille nennen, Einige ihn auch höhnisch belächeln werden. Aber nach genauer Prüfung glaube ich, daß dieser Vorschlag allein ausführbar sey, in so lang der Staat nicht andere Mittel anwendet, dem armen Bauer unter die Aerme zu greifen. Leider habe ich aber auf das Unterstützungs-Vermögen der Staaten so wenig Zutrauen, daß ich gar nicht einsehen kann, wie ihm andere Mittel übrig bleiben, den verwaisten Gegenden ihrer Bezirke aufzuhelfen, als blos dadurch, daß sie durch kluge Ackerbau-Gesetze den Landmann von einer Stufe auf die andere hinleiten. Glücklich genug will ich den Staat preisen, wo man dem Bauernstande noch so viel Aufmerksamkeit gönnen wird, daß man ihn würdiget, über seine Lage so viel nachzudenken, um für ihn die besten, ihm angemessenen Landeskultur-Gesetze zu erfinden, und mit väterlicher Güte und Strenge in Ausübung zu bringen. Denn leider! sieht der Fi-

nanzier

nanzier die Bauern nur als Schwämme an, die sich vollsaugen sollen, damit man sie desto mehr ausdrücken könne. Ja, mir ist noch gar zu gut bekannt, daß man vor Zeiten sich so wenig Mühe gab, diese Grundsätze vor dem Landmanne zu verbergen, daß man sogar in die gedruckten Landeskultur-Mandaten geradezu zum Schlusse beifügte, man habe diese neue Einrichtung um deßwegen gut gefunden, damit die Kammer desto mehr von dem Bauernstande erheben könnte. Sind unsere Neuern zwar von dem alten geraden deutschen Ausdrucke abgewichen: so haben sie gleichwohl dennoch die nämliche Absichten noch immer. Nur ist dieß ein glücklicher Umstand in unsern Zeiten, daß die Staaten endlich merken, daß das ewige Bauern-Ausmergeln sie selbst zu Grunde richtet. Und das immer mehr zunehmende Schonen des Bauernstandes ist wahrlich nicht Patriotismus, sondern nur bessere Einsichten über das eigene wahre Kameral-Interesse.

5. Verwandlung des Viehübertriebes in eine jährliche Geldgabe.

Die Aufnahme einer verwaisten Gegend be-

steht also gar nicht darin, daß man die Ackersleute zu mehrerer Besäeung der Felder aufmuntert; denn an dieser Seuche liegen sie ohnehin krank. In den meisten Gegenden Deutschlandes ist also der Flurenbau noch eine wahre Wohlthat; aber daß man die alten Hirtengesetze der Deutschen noch beibehält, vermög welchen alles Feld der Viehzucht gewidmet war, und in neuern Zeiten die eingesäeten Aecker nur von dieser Triftgerechtigkeit befreiet, dieß ist unerhört, und unbillig. Noch unbilliger ist es, daß man diese Triftgerechtigkeit zu einem Regale meistens erhoben hat, oder doch wenigstens zu den Dorfeinkünften verwendet. Dieß heißt recht, einem Kreuzer nachlaufen, und einen Gulden darüber versäumen. Alle Landeskultur = Verbesserung ist so lang ein ganz vergeblicher Wunsch: so lang noch außer den öffentlichen Weidplätzen der Uebertrieb über Felder und Wiesen erlaubt ist. Nicht einmal dem Eigenthümer sollte es erlaubt seyn, sein Eigenthum abzuweiden; und was er nicht mit der Sense oder Sichel abhauen kann, dieß ist ein Kapital, das er auf das künftige Jahr zu=

rück gelegt hat. — Wo also der Uebertrieb ein Regale, oder sonst angewiesene Einkünfte sind, da soll man nach einem zwanzigjährigen Radice den eigentlichen Betrag bestimmen, und diesen jährlichen Ertrag per Morgen so vertheilen, daß dem schlechtesten Acker ein Drittel, dem von mittlerer Güte zwei Drittel, dem in der besten Lage aber drei Drittel als ein ewiges onus zugetheilt werde. Denn die Staatseinkünfte leiden wirklich keine Verminderung, und die Herren Patrioten, die diese mit einem Federstriche so schnell vernichten, kommen mir gerad wie die Komödienschreiber vor, die in ihrem Enthusiasmus die größten Summen Geldes verschenken, eben darum, weil sie von dem Werthe und dem Mangel des Geldes gar keinen Begriff haben. — Den Bauern selbst wird es zwar im Anfange hart halten, bei ihrem ohnehin wenigen Einkommen, und vielen Abgaben auch noch diese zu erschwingen. Aber da es ihnen Freiheit und wahres Eigenthum auf ewige Tage zusichert, so werden sie sich dieser Bürde gerne unterziehen, auch deßwegen, weil sie nun mancherlei Hudeleien überhoben sind.

Nur muß die Sache so versichert seyn, daß eine ewige Dauer zu erwarten ist, und man nicht jezt den Bauern das Geld abnimmt, und ihnen nachher doch die Hutgerechtigkeit wieder aufdringt. Eine jede Landesregierung wird aber gewiß für diese Sicherheit so sorgen, daß es keinem künftigen Plusmacher von Finanziern möglich seyn wird, den Bauernstand so sklavisch zu bedrücken.

6. Fernerer Fortschritt in der Landeskultur.

Wenn nun auf diese Art der erste Schritt zur Verbesserung des Ackerbaues gethan, dem Bauern nach seinen Vermögens = Umständen Futter verschafft, und die Freiheit seines Feldes hergestellt ist: so soll man nun dahin denken, wie sein Futterbau auf alle Art vermehrt werden möge. Widerstreben wird nun schon ziemlich ein Ende haben, da durch Beobachtung der ersten Gesetze dem Landmanne die Augen geöffnet, vorzüglich aber sein Zutrauen gewonnen ist. Man soll ihn also nach Verlaufe von fünf bis sechs Jahren durch Preise zum häufi-

zern Kleebaue aufmuntern; und da nun Jeder mit demselben durch eigene Erfahrung bekannt ist: so werden kleine und mehrere Preise von der größten Wirkung seyn. Wo soll man aber dieß Geld zu den Prämien hernehmen? Ich setze für jedes Dorf, und für jedes Jahr drei Preise fest. Für den, der den mehresten Klee gebaut hat, drei Dukaten, für den Nachfolgenden zwei, für den Drittfolgenden eine Dukate. Also für jedes Dorf jährlich sechs Dukaten, oder dreisig Gulden. Diese dreisig Gulden, die von jedem Dorfe jährlich weniger in die Staatskasse eingehen, sind ein Manco, so die Staatskasse nicht ertragen kann. Denn ich nehme im Allgemeinen an, daß die Ausgaben der Staatskassen meistens die Einnahmen überschreiten, und daß Einschränkungen nöthig sind, die vorzüglich den gelehrten Stand betreffen, und mannigfaltige Einziehungen von Bedienungen nöthig machen wird. Bei dieser Lage der Staatskasse Einkünfte noch nehmen wollen, ist ein Projekt, das unmöglich, daher lächerlich ist. Es bleibt also auch zu diesen Preisen kein anderer Fond, als die Gemeindskasse

jedes Dorfes übrig. Dieß Geld kann aber auch nicht nützlicher, als hiezu, verwendet werden, und die Polizei hat nur Acht zu geben, daß es zu dieser Bestimmung wirklich unpartheiisch und richtig hinbezahlt werde, und der Dorfsvorstand durch Chikanen sichs nicht zu eigen machen, und den Geringern, wenn er schon würdigerer Bewerber wäre, unterdrücken dürfe. Der Preis müßte also nur auf die Menge und Güte der zweijährigen Kleeäcker zuerkannt, und nicht die im ersten Jahre eingesäeten Aecker dazu gezählt werden.

Wenn in jedem Dorfe der Kleebau so ermuntert wird, so wird die Leichtigkeit, sein Futter für baares Geld zu verkaufen, von selbst aufhören; jeder Bauer wird es mit eigenem Viehe verfüttern, und dadurch werden sich seine Dungmassen häufen. Unsere gelehrten Landwirthe, die nun mit Riesenschritten voranschreiten, während der Zeit der Bauer nur im Schneckengange nachschleichen kann, wollen nun schon allerhand edlere Früchte bauen. Dieß ist ein abermaliges Verderben der Agrikultur; und Handlungsgewächse, die viel Dung erfodern,

während der Zeit noch die ganze Gemarkung eines beständigen Fruchtbaues nicht fähig ist, sind ein erstaunliches Verderben, und eine wahre Hinderniß für das Aufkommen des ganzen Dorfes. Einen einzigen Acker zu Tabak, Krapp, Hopfen oder dergleichen Handlungskräuter angebaut, sehe ich als einen Dieb an, der zehen andern Aeckern die nöthige Besserung abstiehlt. Und gewiß ist zu frühzeitige Ermunterung zu dem Baue solcher dungfressenden Gewächse der unüberlegteste Schritt, den ein Patriot nur thun kann.

Da also der Bau der gewöhnlichen Früchte den wenigsten Dung erfodert: so soll man deren Anbau so lang begünstigen, bis die ganze Gemarkung dieses Früchtenbaues fähig ist, und der Bauer endlich mehr Dung macht, als er auf den Fruchtbau verwenden darf. Dieß Ziel zu erringen aber ist nicht so leicht, als man sich vorstellt, und es werden eine lange und ununterbrochene Reihe von Jahren erfodert, ehe man eine Gemarkung in diesen Zustand ihrer Vollkommenheit hinbringen kann. Denn der Wiesen- und Kleebau, die unentbehrlichen

Stützen des Ackerbaues, erfodern so viel Dung, daß der Bauer noch lange Jahre nicht Dung genug zum Früchtenbaue haben wird. Auch verlieren sich die ersten Ueberdüngungen der Aecker nach ihrem verwaisten Zustande dermasen, daß man denselben beinah nicht gewahr wird, und es werden abermal Jahre erfodert, bis nur eine geringe Oberfläche des Ackers einigermasen in den Bau kömmt. Jene Gegenden, die Gips, ungelöschten Kalk, ausgelaugte Asche ꝛc. in einem angemessenen Preise erhalten, und benutzen können, eilen nun zwar ihrer Veredlung schneller entgegen. Aber es ist ja auch bekannt, daß nicht alle Gegenden dieser Vortheile theilhaftig sind, folglich im Allgemeinen der Dung nur das gewisseste Mittel ist, das jede Gegend haben kann, und auf dessen häufige Erwerbung man vorzüglich Rücksicht nehmen muß.

Freilich wird man mir einwenden, daß bei diesem starken Früchtenbaue dieselben im Preise so fallen werden, daß es sich nicht mehr der Mühe verlohnen dürfte, sie zu erzielen. Wahr würde dieß seyn, wenn der Staatswirth hier

stehen bleiben, und nicht auf das Consumo derselben einen gehörigen Ruckblick verwenden würde. Früchte, die sich auf den Fruchtmärkten nicht mehr verkaufen lassen, von welchen Fruchtmärkten ich aller gemachten Widersprüche ungeachtet dennoch behaupte, daß sie ein vortrefliches Mittel sind, die Früchten zum Nutzen des Landmannes im höchsten Preise zu erhalten, um sie in jene Orte auszuführen, wo das Klima dem Früchtenbaue nicht so günstig ist, und sie oft wegen Hitze und Trockene mißrathen; diese Früchte lassen sich sehr nützlich zu Brandwein, zur Mastung, u. d. m. benutzen. Jezt ist es auch Zeit, auf Errichtung von Manufakturen zu denken, und ein Publikum anzupflanzen, das weder säet noch erndtet, aber gleichwohl die gewonnenen Produkte an Feldfrüchten und Viehzucht häufig verzehrt. — Denn man muß ja nicht nach der Meinung einer gewissen landwirthschaftlichen, sonst sehr edeldenkenden Sekte glauben, daß alle Gattungen von Manufakturen und Fabriken da von freien Stücken entstünden, wo der Früchtenbau so im Flore ist, daß viel mehr gewonnen wird, als zum

Consumo des eigenen Landes, und der möglichen Ausführung nöthig ist; denn sonst müßten in keinem Lande mehr Manufakturen, als in der Pfalz seyn, von der man vormals zu sagen pflegte: sie sey ihrem Untergange nah, wenn nicht alle zwanzig Jahre ein Krieg in ihrer Nachbarschaft entstünde; das heißt, wenn nicht durch das Verzehren einer starken Armee der Ueberfluß von Feldfrüchten in baares Geld verwandelt, und der zu sehr gefallene Preis derselben dadurch wieder erhöhet würde. Im Gegentheile bin ich gänzlich der Meinung unsers Herrn Professors Jung, nämlich daß nichts die Landwirthschaft einer armen Gegend besser, schneller und sicherer hebe, als guter und geschwinder Absaz der Früchte, und daß dieser schnelle und gute Absaz durch nichts gewissers, als durch Stiftungen von Fabriken erzielt werde, denen man eine solche arme Gegend zum Standorte anweiset.

7. Lezter Schritt zur Veredlung der Landeskultur.

Wenn nun auf diese ganz sanfte Art der

Bauer nach und nach, und Schritt vor Schritt zur Veredlung seiner Felder hingeführt worden, er mit dem Wiesen- und künstlichen Futterbaue bekannt gemacht ist, und den Werth derselben durch mehreres Aufkommen seiner häuslichen Umstände schätzen gelernt hat: so ist es Zeit, ihm den nun nähern und ihm nun auch möglichern Weg zu zeigen, durch Landwirthschaft Glück und Reichthum zu erwerben. Das Erst muß seyn, ihn zur Stallfütterung aufzumuntern, und ihn dahin zu bringen, daß er sein sämtliches Zugvieh, ferner sein Melkvieh beständig, und ganz allein im Stalle füttere. Dieß nöthiget ihn, mehr künstliche Wiesen anzulegen; und er wird dieß um so lieber thun, weil er einsehen gelernt hat, daß durch besseres Futter sich seine Viehzucht veredelt, und anstatt des elenden ehemaligen kleinen Viehes, er nun großes und schweres Vieh erhalten, folglich durch mehreren Futter-Aufwand sein Viehkapital sich ansehnlich vergrößert hat. Eben durch diese veredelte Viehzucht erhält er nun auch eine veredelte Dungkaut, d. h. kräftigern Dung, ferner mehreren Dung; und da er nun

diesen zum Früchtenbaue nicht mehr bedarf: so soll man durch Versuche diejenige Handlungsgewächse erproben, die theils in dem Landesstriche am besten gerathen, theils sich am leichtesten und sichersten absetzen lassen. Doch soll man immer mit den Handlungsgewächsen den Anfang machen, die nach dem gewöhnlichen Früchtenbaue den wenigsten Dung erfodern, und so nach und nach zu denjenigen fortschreiten, die den mehrsten Dung erheischen. Denn im Ganzen genommen bin ich der Meinung, daß die meisten in Deutschland gegenwärtig angebauten Handlungsgewächse überall darin gut thun, und daß ihr Ausarten, oder Mißrathen viel seltener von dem Himmelsstriche herrühre, sondern mehr von der Magerkeit des Ackers abhange. — Da nun diese Magerkeit des Ackers durch nichts als durch häufigen, sowohl natürlichen als künstlichen Dung kann ersetzet werden: so soll der Staatswirth eine ewige Rücksicht darauf haben; und wenn nun der Bauer so weit voran geschritten ist, sein Zug- und Melkvieh im Stalle zu erhalten: so soll er alsdann weiter gehen, die Stallfüt-

terung überhaupt einführen, und die Viehwei- den gänzlich abschaffen. Da nun diese Vieh- weiden ein allgemeines Eigenthum sind: so sol- len diese gehörig aufgenommen, und in so viel gleiche Theile vertheilt werden, als Haushal- tungen im Dorfe sind, jedes Theil numerirt, und damit der Arme nicht zu kurz komme, von Jedem seine Numero lotteriemäßig gezo- gen werden. Doch halte ich es zur Sicherheit des Staates sehr nöthig, daß diese vertheilten Viehweiden nie mit etwas anders als Klee be- baut werden, oder gar zu Wiesen liegen blei- ben müßten.

Es würde meiner gegenwärtigen Absicht wi- dersprechen, wenn ich mich ferner ausdehnen, und zeigen wollte, wie man in dem Baue der Handlungskräuter Schritt für Schritt weiter zu gehen habe. Zudem bin ich auch überzeugt, daß dieß unnöthig wäre, theils weil man schon vortrefliche Anweisungen dazu hat, theils weil ich glaube, daß dieß Alles sehr leicht sey, wenn nur der Bauer Dung genug hat. Wie man nun den armen Ackersmann dahin bringen kön- ne, daß er nach und nach zu diesem Wohlstan-

de gelange, immer zu seinem Ackerbaue Dung genug zu haben; dieß war der eigentliche Gegenstand des zweiten Abschnittes dieser Vorlesung, der ich das Glück wünsche, nicht unbeherzigt zu bleiben.

Dritter Abschnitt.

Von der Veredlung eines schlechten Ackerbaues durch die Bemühung einzelner Männer.

Die in dem zweiten Abschnitte vorgetragenen Grundsätze sind nun meines Erachtens die wahren Wege, wie ein jedes Bauerndorf, es sey so elend, als es will, durch staatswirthschaftliche Gesetze nach und nach zu seiner stufenmäßigen Veredlung könne geführt werden. Denn ich bleibe noch immer dabei, daß von dem Bauernstande überhaupt zu reden, allein keine Veredlung des Feldbaues zu erwarten sey, weil sie theils nicht die Erziehung genossen haben, über ihr eigenes Beste nachzudenken, andern Theiles der wahren Agrikultur so viele Hinderniße im Wege liegen, die ohne Mitwir-

kung des Staatswirthes nicht weggeräumt werden können. Freilich wird es Leute geben, die in allem diesem eine feine Despotie suchen werden; denn welcher besten Sache läßt sich nicht ein böser Name anhängen? Aber ich will es diesen allen ins Gesicht behaupten, daß ihre Unwissenheit, ein Land durch Kultur zu heben, die einzige Triebfeder dieses verläumderischen Ausdruckes sey, und ich werde sie nöthigen, mir einzugestehen, daß jede Gesezgebung einen Despotismus verrathe. Und denn mögen sie die Zeiten des Faustrechtes wieder zurückrufen, und jene Zeiten selig preisen, in welcher die Schwächern ein Raub des Stärkern gewesen waren.

So lang also die Staatswirthe keine gründliche Kenntniß vom Ackerbaue haben, so lang ist es schlechterdings unmöglich, daß die Landeskultur sich heben werde; denn bei diesen, nicht bei den Bauern, muß die gründliche Kenntniß voran gehen. So lang aber unsere Beamten das jus romanum studieren, und sich um die Staatswirthschaft nicht bekümmern, so lang ist es unmöglich, daß nur eine entfernte

Hoffnung zur Verbesserung des Landes übrig bleibe. Nur die Fürsten Deutschlandes sind im Stande, hier Rath zu schaffen. So lang sie aber nicht dieser Wissenschaft ihre vorzügliche Aufmerksamkeit schenken, auf ihren hohen Schulen dieselbe gründlich und systematisch vortragen lassen, und sie zu der eigenen Berufswissenschaft vieler ihrer Diener machen: so lang ist alles Predigen und Zurufen vergeblich. Die besten Vorschläge scheitern, weil sie durch Männer in das wirkliche Leben übertragen werden sollen, die gar nicht den mindesten Begriff davon haben, und die zwar vortreflich wissen mögen, wie der Rechtsstreit zwischen Cajus und Sempronius zu schlichten sey, die aber keine solide Kenntniße besitzen, um zu veranstalten, daß diese Beide, Cajus und Sempronius, jährlich dem Staate nützlichere Bürger werden mögen.

So lang also in unserm deutschen Vaterlande die Rechtsgelehrsamkeit noch das Recht hat, die Staatswirthschaft zu verdrängen, so lang noch alle staatswirthschaftlichen Bedienungen in den Händen der Juristen sind, und

diese nach dem Corpore juris das Auf- und Abnehmen der Staaten beurtheilen wollen: so lang wird Deutschland in seiner Kindheit, und wir unter dem Drucke auswärtiger Nationen bleiben.

Traurig genug ist die Aussicht, daß diese Lage unseres Vaterlandes noch lang die nämliche bleiben werde; denn die Juristerei ist so in das Wesen der deutschen Staaten verwebt, daß man tauben Ohren prediget. Selbst der Vater, der es deutlich fühlt, wie nothwendig ihm die Staatswirthschaft bei redlicher Verwaltung seines Amtes sey, der gerne sein erlerntes jus romanum und civile der Staatswirthschaft nun aufopfern, und sich glücklich preisen würde, wenn er in seinen akademischen Jahren Jene statt Dieser erlernt hätte, läßt gleichwohl seinen Sohn die nämliche Wissenschaft studieren; und da dieß der tägliche Fall ist: so ist ein ewiger Ueberfluß an Rechtsgelehrten, und ein ewiger Mangel an Staatswirthen. Was ist da zu thun? Klagen, und sein Vaterland beweinen, das bei der glücklichen Lage so unglücklich ist; und die Fürsten

Deutschlandes bedauern, daß sie ihre eigene Größe so sehr versäumen, und die Quellen nicht nutzen, die sie zum Wohle ihrer Völker zu so mächtigen Fürsten machen würde, wenn sie nur einmal anfiengen, der Staatswirthschaft ihre ganze Aufmerksamkeit zu gönnen.

Indessen bleibt dem Patrioten dennoch noch Hoffnung übrig, daß sein Nachdenken nicht ganz vereitelt sey, und daß durch sein Bestreben eine Gährung sich entwickeln werde, die endlich diese traurige Lage endigen, und ihr eine glücklichere Wendung geben müsse. Bis daß dieser Zeitpunkt sich ereignen werde, muß Er sich mit einzelnen Erscheinungen begnügen, und froh seyn, wenn hier und da phänomenartige Begebenheiten sich zutragen, die den Anbruch des frohen Tages verkündigen.

Dergleichen phänomenartige Erscheinungen sind nun, wenn hier und da ein Mann aufsteht, und die bessern Grundsätze der Landwirthschaft ausübt. Diese Leute handeln entweder aus Patriotismus, oder aus Interesse. Da der Patriot immer mit erhizter Einbildungskraft davon läuft, und alle die Grüfte

vor eitel blindem Eifer nicht wahrnimmt, die Ihm in seinem Wege liegen: so bricht er gemeiniglich aus lauter edlem Patriotismus den Hals. Derjenige aber, den das Interesse leitet, und der nur seinen eigenen Nutzen beherziget, der überlegt Alles, will lieber Weniger gewinnen, als das Gewonnene auf das Spiel setzen. Dieser gehet gewöhnlich den Naturweg, fängt klein an, und gehet immer zu dem Größern über, so wie er durch seine anfänglich kleinere Fortschritte klüger und sicherer geworden ist. Dieß ist eine Ursache, warum ich Jenen vorziehe, dem das Interesse die einzige Triebfeder ist. Eine Andere bestehet darin, daß der Patriot ewig prediget, ewig zuruft, den Leuten ihre Unwissenheit vorrupft, ihre Hartnäckigkeit tadelt, und sie dadurch noch verpichter macht, ihrem alten Herkommen getreu zu seyn; sollte es auch aus Widersprechungs-Liebe, die dem Menschen so sehr eigen ist, nur herrühren. Ganz anders verhält es sich mit Jenem, den das Interesse leitet. Sein Vortheil sinkt, so bald die Sache zu gemein wird, er verbirgt nicht allein seinen ganzen Opera-

tionsplan so viel als möglich ist; im Gegentheile, er klagt über Unglück, wie er da Schaden gelitten, dort eingebüßt habe. Gleichwohl sehen seine Nachbarn, daß er reicher und wohlhabender wird. Dieß macht sie stutzig, aufmerksam, und aus lauter Neid suchen sie nun seinen Operationsplan auszuspüren, und ihm nachzuahmen. Und wider seinen Willen wird ein solcher Mann das schönste Beispiel seiner Gegend.

So lang also die Fürsten Deutschlandes die Staatswirthschaft nicht auf alle Art begünstigen, ihre künftigen Staatsdiener mit den Quellenwissenschaften, und mit der Art, sie nüzlich zu beschöpfen, nicht bekannt machen, im Gegentheile alle diese staatswirthschaftlichen Stellen mit in jure romano und civili gründlich bewanderten Männern besetzen lassen: so lang muß man sich mit solchen Privatverbesserern behelfen, die blos aus Interesse handeln, weil sie doch wenigstens bei der allgemeinen Schläfrigkeit den Staat hier und da elektrisch erschüttern, und es vielleicht so weit bringen, daß endlich zum allgemeinen Wohle eine bessere

Aussicht sich zeige. Ich will also hier, nach meiner Erfahrung und Einsicht, Jenen den Weg zeigen, den sie gehen müssen, die von der Blindheit ihrer Mitbürger Nutzen ziehen, und durch den Ackerbau sich bereichern wollen.

Dem gewöhnlichen Bauer fehlt es ewig an Futter; selbst in den besten und futterreichesten Jahren kann man darauf rechnen, daß er im Frühjahre Mangel daran leiden werde. Hat er im Sommer viel Futter gemacht: so verkauft er entweder dasselbe, oder er überstellt sich bei einbrechendem Winter mit so vielem Viehe, und füttert so voll auf, daß, wenn der Hornung kömmt, seine Vorräthe sehr zu Ende gehen. Hat er wenig Futter gemacht: so ist der Mangel an Futter im Frühjahre desto wichtiger. (S. 198. habe ich zwar gesagt, daß bei ermuntertem, und wirklich im Flore seyendem Kleebaue die Leichtigkeit, sein Futter für baares Geld zu kaufen, aufhören werde. Aber hier rede ich ja nur von dem gewöhnlichen Bauer, und Dieser ist das gerade Widerspiel von Jenem, der hinlänglich Klee baut.)

Wer also sein Feld seines Nutzens wegen baut, und von Rechtswegen sollte kein vernünftiger Mann aus anderer Ursache sein Feld bestellen, der muß dahin denken, welche Früchte ihm nicht allein das mehreste Geld eintragen, sondern auch, welche er am leichtesten abzusetzen im Stande ist. Nun kann und darf er aber darauf rechnen, daß ihm nichts verkäuflicher als Futter sey, und deßwegen soll er gleich seine Rücksicht auf den Kleebau nehmen. Er soll sich also mit diesem bekannt machen, die Schwierigkeiten und Vortheile desselben praktisch erlernen; deßwegen im ersten Jahre einen Versuch nur mit etlichen Morgen machen; und da seine Hauptrücksicht dahin geht, den Klee als Heu zu verkaufen, das Heumachen desselben praktisch erlernen. Vorschriften hiezu wird er genug auffinden, aber selbst ausüben, ist noch eine andere Sache. Er soll also überall bei diesem ersten Versuche die Hand anlegen, oder doch alles unter seinen Augen verrichten lassen. Ist er jezt mit dem Kleebaue bekannt: so soll er nun denselben in größerer Menge bauen, seinen Viehstand aber nicht vermehren,

sondern nur seine bisherige Anzahl Vieh besser ernähren, und das ihm übrig bleibende Futter im Frühjahre an jene Bauern verkaufen, die daran Mangel leiden. Bleibt ihm Futter, wenn es nun wieder genug giebt, übrig: so soll er, wenn die Frühjahrssaat vorbei ist, den Bauern ihre ausgemergelten Ochsen im Verhältniße, als er Futter hat, abkaufen, durch sein gutes Futter wieder zu Kräften bringen, und diese ausgeruheten Ochsen dann an andere Bauern wieder verkaufen. Auf solche Art wird er sein Futter theuer anbringen, und die vermehrte Dungkaut wird ihm seine Mühe reichlich belohnen. Hat er diese Wirthschaft einige Jahre getrieben: so wird er aus Erfahrung schon lernen, wie viel er Kleeäcker bauen müsse, um immer so viel Heu vorräthig zu haben, als er in seinem Dorfe oder Gegend anbringen kann; und er wird selbst so klug seyn, so anzusäen, damit er lieber zu viel, als zu wenig habe.

Eine zweite Art, seine Kleeäcker theuer zu benutzen, ist ferner, daß, wenn sie nun im zweiten Jahre sind, er den Genuß derselben

versteige. Die Versteigung geschieht entweder auf den ganzen Sommer, oder auf eine einzige Schur, oder auch, daß er bei einfallenden Fest- und Sonntägen den frischen Klee Lastweise an die Einzelnen verkauft. Wer sich der lezten Mühe unterziehen will, wird zwar mehr Arbeit, aber auch größern Nutzen haben.

Eine drittere Art, seine Kleefelder zu benutzen, ist, daß, wenn nun seine Nachbarn sehen, welch nützliches Ding es um den Kleebau sey, er anfange, Saamen zu ziehen, und denselben Pfundweise zu verkaufen. Seine rothen Kleeäcker nützt er hiezu im dritten Jahre, weil sie dann mehr Saamen liefern. Wenn der Saamen reif ist, spreitet er ein großes Tuch auf sein Feld, schneidet oben die Saamenköpfe ab, und wirft sie darauf. Alsdann mähet er die dürren Stengel ab, läßt diese auf der Futterbank klein schneiden, und mit grünem Klee vermischen, auf welche Art das Vieh dieß gemischte Futter gerne, und mit Nutzen frißt.

Bei dieser Feldwirthschaft zieht nicht allein der Einzelne von seinem Gute den allergrößten und baaresten Nutzen, sondern er veredelt sein

Feld

Feld auf eine ganz unglaubliche Art. Die Kleewurzeln, und das bei der größten Sorgfalt nicht zu verhindernde Abfallen der Kleeblätter, sind eine solche Düngung des Ackers, daß nun der Eigenthümer jeden Kleeacker zu allen Früchten benutzen kann, wie er nur immer will. Er soll also kein Thor seyn, und die in der Gemarkung gelegenen besten Aecker dazu verwenden, sondern ehender diese Aecker an Andere verkaufen, und sich solcher Aecker dazu bedienen, die wegen ewiger Ausmergelung unter dem Preise sind. Indem er also ein kleineres Kapital in seinem Feldgute hat: so wird er nicht allein desto mehr an Interessen ersparen, sondern auch sein Kapital ansehnlich vermehren, da er diese elenden Aecker durch den Kleebau in bessere, und im Preise theuere Aecker verwandelt.

Vielleicht wird mancher Leser denken, diese Feldwirthschaft würde bald ein Ende haben, da den Bauern des nämlichen Dorfes ja schnell die Augen aufgehen müßten, und sie selbst so viel Futter bauen würden, daß man keines mehr verkaufen könnte. Dieser Gedanke ist

äußerst unrichtig. Des Bauern ewiger Fehler ist, daß er zu viel Feld unter den Pflug nehmen will, und daß er sich immer mit Vieh überstellt. Ueber das Verhältniß, was ihm möglich, und seinen Kräften ausführbar sey, kann er nicht nachdenken, und man sollte glauben, der Bauer wäre nur des Addirens fähig. Wenn er nur sagen kann, dieß Jahr habe ich so viel Aecker mit Winterfrucht, so viel mit Sommerfrucht, so viel unter der Brache, so viel Vieh mehr, wie voriges Jahr: so glaubt er, sein Wohlstand sey nun um so viel ansehnlicher. Wie er seine Aecker bestellt, und sein Vieh gefüttert hat, dieß ist ihm immer die lezte Frage. Und daß weniges wohlgefüttertes Vieh ihm nüzlicher sey, als vieles elendes Vieh; daß wenige, aber wohlbestellte Aecker mehr eintragen, als viele elend, oder doch mittelmäßig bestellte Aecker; dieß ist allemal dasjenige, was ihm am Lezten, oder gar nicht einfällt. Was also der Bauer erobern kann, das steckt er in die Mehrheit, nicht in die Güte; und diese Sucht zur Mehrheit wird immer den vernünftig Interessirten den Weg weisen,

von dieser Sucht seiner Nebenmenschen den besten Vortheil zu ziehen. Ja, ich halte es für ein sehr erlaubtes Interesse, auf diese Art von der Schwäche seines Nebenmenschen Vortheile zu ziehen, weil im Allgemeinen der Nutzen des ganzen Dorfes mit dem Nutzen dieses Einzelnen verbunden ist. Denn da der einzelne Bauer doch nun Futter haben kann, wenn es ihm fehlt: so wird zwar zum Schaden des Einzelnen doch die Dungmasse des Dorfes ansehnlich vermehrt; die Gemarkung kömmt in Bau, und da diese Gemarkung doch nicht größer werden kann, als sie ist: so muß sie sich endlich so veredeln, daß sie nach und nach vortreflich wird. Durch das Interesse der Einzelnen wird also diese Bauernsucht des ewigen Addirens weniger schädlich, ja jeder einzelne Bauer in den Stand gesetzet, das wahre Interesse des Ganzen zu befördern.

Ich habe oben gesagt, daß man zu dieser Kleewirthschaft nicht die besten Aecker der Gemarkung nöthig habe, sondern daß man sie auf mittelmäßigen, ja ganz schlechten Aeckern treiben könne, indem die Esparzette bei diesen

vortreflich ist. Ein Vortheil bestünde also darin, daß man kein großes Kapital zu den Feldgütern nöthig habe. Ein zweiterer und wichtiger Vortheil ist es aber auch, daß man selbst nicht viel Zugvieh, und kein weitschichtiges Acker-Inventarium bedarf. Ja, ich kenne Jemand, der nun seit einigen Jahren diese Wirthschaft treibt, seinen ausnehmenden Vortheil hat, und nicht einen einzigen Ochsen oder Pferd zum Feldbaue unterhält. Ihm ist es vorträglicher, die vorfallende Arbeit für baares Geld thun zu lassen, als sich mit eigenem Gesinde zu plagen, theils weil bei dieser Kleewirthschaft weniger Feldbau ist, theils, wenn sie vorfällt, mehr gearbeitet werden muß, als man mit eigenem Gesinde in dem Zeitpunkte würde bestreiten können.

Viele gelehrte Landwirthe werden freilich stutzen, wenn sie sehen, daß ich hier so sonderbare Vorschläge thue. Futter verkaufen, werden sie sagen, ist ja die elendeste Wirthschaft, die man nur gedenken kann. Besser ist es, dieß gewonnene Futter mit eigenem Viehe zu verfüttern, seinen Nutzen in der Viehwirth-

schaft und Dungmasse zu suchen, und nicht in baarem Gelde, so der Kleeverkauf einträgt. — So dachte ich ehemals auch, aber durch eigenen Schaden bin ich eines Bessern belehrt worden. In der Geschwinde Dung zu machen, und seine Aecker in der Geschwinde durch Düngen zu veredeln, dieß sind Sachen, die sich auf der Stube leicht projektiren lassen, von der man sich auf der Stube so gewiß, als von irgend einem mathematischen Satze überzeugt; und doch ist es sonderbar, so bald man diese Sätze in das wirkliche Leben übertragen will: so will es nicht gehen. In den ersten Jahren macht man sich selbst alle Entschuldigungen, warum es nicht gegangen ist, stählt sich mit Beständigkeit, und will mit dem Kopfe durch die Wand. Da werden immer Kapitalien zugeschossen, und immer die Landwirthschaft mit Zusatze von baarem Gelde getrieben. Freilich, wer ewig Kapitalien zuzusetzen hat, der wird es endlich wohl zwingen, aber es wird ihm gehen, wie Jenen, von Denen man sagt, sie könnten zwar Gold machen, aber eine Dukate Goldes käme sie auf zwanzig oder dreisig Du-

katen zu stehen. — Denn wenn man nach Jahren rechnet, was den Eigenthümer ein solches Landgut kostet: so wird man sich über den Verlust entsetzen, den man sich durch seine eingebildeten mathematischen Wahrheiten zugezogen hat; welchen Schaden weder der Eigenthümer, noch seine Erben jemals durch den Ertrag des Landgutes wieder werden erheben können.

Selbst Dung durch eigenen Viehstand zu produziren, so lang die Epoche der natürlichen, und von selbst entstehender Stallfütterung noch nicht da ist, die ich oben angegeben habe, ist eine ausnehmend kostbare Sache; und wer auf dem Lande wohnt, wo er sein Vieh nicht besser, als zur Nachzucht, zum Fettmachen, und das Melkvieh zum Buttermachen benutzen kann, kann getrost rechnen, daß ihn jeder Wagen aus Starrsinn selbst produzirten Dunges wenigstens auf zwölf Gulden zu stehen kommt. Nun rechne man, wie viel Wagen Dunges man auf einen Acker nöthig hat, und überlege ferner, daß all dieser Dung sich gleichwohl in einem elenden Acker so verliere, daß man ihn beinah gar nicht spürt. Nun überlege man ferner,

was erfodert wird, bis man auch nur ein mittelmäßiges Gut einmal überdüngt, und überrechne, welch wichtiges Kapital man hiedurch seinem Acker anvertraut, von dem man schlechterdings nicht allein die Interessen entbehren, sondern auch, um dieß Kapital nicht zu verlieren, genöthiget ist, fernerhin gleiche Kapitalien mit Interessenverlust aufzuopfern. Der größte Theil von Landwirthen ist daher wegen mangelndem Zuschusse genöthiget, sich mit großem Verluste zurückzuziehen; und dieß sind die Herren, die die Bauern mit dem Namen von Manschettenbauern hohnlächelnd brandmarken. Denn muß man auch dieß mit in Anschlag bringen, daß täglich von Sonne und Wind von meinem bereits untergeackerten Dunge vieles ausgezogen wird, das verdünstet, durch Regen, Donnerwetter rc. zwar wieder niedergeschlagen, aber nicht auf meinen Acker wieder gebracht wird. Wenn ich nun in einer Gegend wohne, wo wegen elendem Ackerbaue wenig oder beinah gar nicht gedüngt wird, da werden aus den andern schlecht gebauten Aeckern rohe magere Dünste ausgezogen, die mir statt mei-

ner guten ausgezogenen Dungmasse zu Theile werden. Wer wird reich genug seyn, in einer solchen armen Gegend sein Landgut schnell zu verbessern, besonders wenn noch eine allgemeine Lähmung den Bauern hindert, wenigstens nach seinen Kräften die Veredlung der Gemarkung mit zu beginnen.

Die Klugheit befiehlt also, seinem Gute nicht mehr Kapitalien anzuvertrauen, als es verinteressiren kann, und nach diesen Grundsätzen jede Veredlung zu beginnen. Ferner befiehlt die Klugheit, ganz im Kleinen anzufangen; und wenn man denn doch mit Schaden klug werden muß, lieber durch diese Versuche im Kleinen zu verlieren, durch Verlieren zu lernen, und durch erprobte Erfahrungen sich täglich weiter führen zu lassen, als im Großen anzufangen, und denn mit Schaden aufzuhören. Das wohlfeilste Mittel, seine Aecker zu veredeln, sind nun die Kleewurzeln, und die bei möglicher Sorgfalt doch abfallenden Kleeblätter. Dieß ist ein unaussprechlicher Gewinnst, den die Wenigsten hinlänglich zu schätzen noch nicht gelernt haben. Denn der geerndtete Klee

ist bereits wahrer Vortheil, weil man den obigen Gewinnst dem Aufwande gleich schätzen kann, den der Saamen und die Zubereitung des Ackers gekostet hat. Von diesem Vortheile verwendet man einen Theil zur Veredlung der Viehzucht und Vermehrung der Dungkaut, das Uebrige ziehet man als baaren Nutzen zur Kasse ein, wenn man dasjenige vorher abgezogen hat, was der Bau der Aecker, des Kleesaamens, Gips u. d. m. gekostet, weil man die Veredlung des Ackers durch Kleewurzeln und Kleeblätter, ferner die Vermehrung der Dungkaut als ein Kapital anschlägt, wofür der Acker kreditirt werden muß. — Es ist nun der Menschen Eigenschaft nicht anders beschaffen, als daß baarer Vortheil ihn mehr reizet, als Aussichten von entferntem Glücke. Dieser baare Gewinn wird ihn also auffodern, sein Nachdenken dem Ackerbaue mehr zu widmen, und auf diesem, dem Anscheine nach langsamen Pfade wird er schneller seine Absicht erreichen, als wenn er durch beständigen Zuschuß von baarem Gelde der Natur die Veredlung abtrotzen will. Durch die Verkaufung des Futters hat

er aber noch einen andern Nutzen, nämlich, daß nun seine Nachbarn auch nach und nach in Stand gesezt werden, ihre Felder zu düngen. Ihre Aecker werden nun nicht mehr lauter rohe Dünste abliefern, wie ehedem, welches ein Umstand ist, den vielleicht Viele für gering schätzen, der mir aber ausnehmend wichtig scheint, und ich daher der Meinung bin, daß es unmöglich sey, durch den Ackerbau in einer Gegend etwas zu gewinnen, wo um mich herum der Bauer arm und elend ist.

Nach meiner Einsicht und Erfahrung muß ich also behaupten, daß in einer armen Gegend das einzige Mittel, durch den Ackerbau etwas zu gewinnen, der Futterbau ganz allein sey. Nur Wiesen- und Kleebau sind das einzige wahre, beständige und hinlängliche Mittel, in einer verwaisten Gegend durch Ackerbau etwas Ansehnliches zu gewinnen; alles Uebrige sind äußerst gefährliche Projekte, die zwar im Anfange einen blauen Dunst vor die Augen machen, prächtig glänzen, Bewunderung erregen, aber zulezt mit Schaden und Nachtheil sich endigen, und gewöhnlich den Ackerbau noch tiefe-

stürzen, weil man glaubt, es wäre nichts als lauter Schaden dabei. Hieher rechne ich die kostspielige Einführung ausländischen großen Viehes. Durch gutes hinlängliches Futter wird nach Verlaufe mehrerer Generationen aus elendem Landviehe großes und schweres Vieh; bei sparsamem Futter hingegen artet das Schweizervieh in gewöhnliches Landvieh aus. Ferner rechne ich hieher den erkünstelten Bau von Krapp, Tabak und allen Handlungsgewächsen, und überhaupt alles ewige Nachgrübeln von Einführung fremder Gewächsarten. Der Ackerbau-Verbesserer hat schon genug gethan, der die in seiner Gegend wachsenden Früchten veredelt, das heißt, der seine Aecker dahin bringt, daß die Erndten reichlicher fallen; zweitens, daß statt der geringern, bessere Früchten wachsen. Wer einen Haberacker so weit veredelt, daß er ihm nun Spelz trägt, der hat schon viel gethan; und wer einen Spelzenacker so weit verbessert hat, daß er ihm ein Sechstheil mehr trägt, der ist schon in seiner Gutesverbesserung weit gekommen. Hat der Bauer es einmal so weit gebracht, daß ihm seine Aecker reichlich

Klee, und die gewöhnlichen Früchte tragen: denn ist er erst an den Zeitpunkt gekommen, wo er auf die Einführung anderer, bisher in der Gemarkung unbekannt gewesener Früchten denken kann, und mit wahrem Vortheile sich derselben unterziehen wird.

Vierter Abschnitt.

Vom Klee- und Früchtenbaue selbst.

Bis hieher habe ich blos von den unmerkbaren Abänderungen gesprochen, die ein schlechter Ackerbau durchwandern muß, ehe er nach und nach zu einem edlern Ackerbaue übergehen kann. Merkwürdig ist es, zu sehen, daß selbst der Wachsthum der Früchte diesen langsamen Gang durchschreiten, ehe ergiebigere Erndten zu hoffen sind. Und weil in diesem langsamen Gange die Ursache verborgen ist, warum der Bauer gewöhnlich sagt: Es geht bei uns nicht an; so verdient es allerdings, daß ich mich hier auch ein wenig verweile.

Unsere Rechnungen vorlegenden Landwirthe begehen gewöhnlich den Fehler, daß sie den

höchsten Ertrag eines im besten Nutzen stehenden Ackers, und zwar in derjenigen Gegend, wo der Ackerbau im Flore ist, vorlegen, um dadurch zur Folge und Nacheiferung zu reizen. Wenn nun ein Anderer in einer verarmten Gegend eben dieß erzielen will, und seine Erfahrungen zeigen ihm gerade das Widerspiel; so sagt er endlich: ja dieß mag bei Euch wohl richtig seyn, aber in meiner Gegend habe ich die Erfahrung, daß es nicht angeht. Er läßt es also bleiben, und geht seinen alten Weg.

Wenn also Einer in einer verarmten Gegend den Kleebau anfangen will, sich Vieh und Futter dazu kauft, diesen theuren Dung nimmt, und ihn auf seine Aecker führt, die er zum Kleebaue zubereiten will, Arbeitskosten, Ackerinteresse, Saamen und Dung rechnet: so hat er auf seinen Kleeacker ein Kapital verwendet, von dem wenigstens zwei Drittel verloren sind. Denn sein erster Klee wird immer schlecht ausfallen. Und doch sind das die Vorschläge, die man gewöhnlich ertheilt, und dadurch den Landmann nur abschreckt. Statt dieser übertriebenen und unmöglichen Vorschläge gebe man also

den Naturweg; nämlich langsam und bescheiden, und man wird das Ziel erreichen. Aller übertriebene Aufwand ist vergeblich, und eben deßwegen, weil er vergeblich ist, dem Eigenthümer äußerst nachtheilig.

Wer also Klee bauen will, der bereite seinen Acker so zu, wie er ihn zu Sommer- oder Winterfrucht sonst zuzubereiten gewohnt war, bestelle ihn mit der erwählten Fruchtsorte, und übersäe ihn nach der bekannten Art mit rothem Kleesaamen. Wenn die Frucht geerndtet ist, so wird der junge Klee da seyn, doch so, daß er schwerlich das erste Jahr zu benutzen ist. Das zweite Jahr bestreue er ihn mit Gips nach den bekannten Vorschriften, und sey fest überzeugt, daß dieser kleine Aufwand ihm ausnehmend nüzlich sey, weil dem Kleeacker Nichts mehr gedeihlich ist, als der Gips; er also keine Mühe sparen soll, diesen Gips aufzutreiben. Doch wird auch dieß Jahr das viele Gipsen einen vergeblichen Aufwand machen, weil es sich noch nicht erzwingen läßt. Er soll also ganz mäßig gipsen. Zu Ende des zweiten Jahres soll er, wenn er die lezte Kleeschur benuzt hat,

den Kleeacker gleich stürzen, vorher ihn mit etwas Dung leicht überdüngen, und ihn ohne weiteres Zackern sogleich mit Winterfrucht bestellen. Denjenigen, die das Brachen gewohnt sind, wird dieß sehr widersinnig vorkommen. Sie werden glauben, das Unkraut müsse ihre Frucht ersticken. Aber die abgefallenen Kleeblätter, die in Verwesung gehenden Kleewurzeln, und die leichte Düngung haben dem Acker so viel Kraft gegeben, daß die Winterfrucht sich so vortreflich stellen wird, daß das Unkraut nicht so leicht darin aufkommen kann. Würde man aber den Kleeacker auch noch im dritten Jahre benutzen wollen, und ihn liegen lassen: so würde das Unkraut allerdings den schon abgehenden Klee überwachsen, und den Acker verunreinigen. Dieß hat man nie zu befürchten, wenn man den rothen Kleeacker zu Ende des zweiten Jahres stürzet, und mit Winterfrucht besäet. Hat der Eigenthümer Freiheit, seinen Acker zu benutzen, wie er will: so säet er gleich im Frühjahre wieder rothen Kleesaamen in diese Winterfrucht. Nun wird er bei der Erndte finden, daß nicht allein diese

Winterfrucht ihm viel reichlicher ausfällt, als bei sonstiger Ackerbestellung, sondern der Klee wird nun auch schon im zweiten Jahre ihm viel gedeihlicher seyn, indem er sich viel dicker stellen, und viel höher wachsen wird, als in dem ersten Zeitraume. Nun muß er auch diese zweite Kleesaat schon viel stärker gipsen, als die erste Aussaat, weil ihm sein in Gips gestecktes Kapital gleich in den baaren Nutzen kömmt. Zu Ende des zweiten Jahres stürzt er abermals den Kleeacker, besäet ihn wiederum mit dem nämlichen ersten Aufwande mit Winterfrucht. Und so fährt er fort, und er wird sehen, daß alle Jahre auf diese Art seine Erndten von Früchten, und seine Erndten von Klee ergiebiger werden, je weiter er in den Jahren fortrückt. Endlich wird er auf den Klee-Ertrag kommen, den ihm die in guten Gegenden wohnenden Landwirthe vorgerechnet haben; und Nichts wird mehr vermögend seyn, ihn vom Kleebaue abzuhalten, weil er nun Früchte und Futter genug bauen kann.

Jener, der also den Kleebau anfangen will, soll vorzüglich seine nächsten Aecker dazu

nehmen, und diese auf obige Art bestellen, weil es vernünftiger ist, seine nächst gelegenen Aecker in den besten Stand zu stellen, diese auch gewöhnlich brachfrei sind.

Auf mehr entferntern Aeckern, und wo er die Brache mitmachen muß, soll er in seine Winterfrucht ebenfalls Klee säen; und im zweiten Jahre den Klee benutzen. Im Herbste des zweiten Jahres soll er den Klee stürzen, und in dem folgenden Sommer, ohne weitere Düngung, ihn mit Sommerfrucht, Hanf, Flachs, oder was er will, bestellen. Seine Erndte wird in diesem dritten Jahre gewiß ergiebig seyn. Doch soll er in diesem dritten Jahre einen Theil dieser Kleeäcker zu Saamen stehen lassen, theils, damit er sich seinen eigenen Saamen erziele, theils auch, um an Andere davon verkaufen zu können. Diese Saamenerndte ist im dritten Jahre ergiebiger, als im zweiten Jahre, wo der Klee noch zu viel im Triebe ist, und mehr in Blüthen treibt, welches das Saamenansetzen hindert. Nur muß er bemerken, daß er jenen Theil des Ackers reichlicher düngen müsse, wo er Saamen gezogen, weil die

Kleewurzeln durch das Saamentragen mehr ausgemergelt werden, und dem Acker jene Düngung nicht verschaffen, den die Kleewurzeln abliefern, die nur zu Heu oder frischem Futter benuzt worden sind.

Aus diesem wird man sehen, daß der Acker erst nach und nach zum Klee-Ertrage müsse fähig gemacht werden. Wer diesen langsamen Weg einschlägt, wird immer einen verhältnißmäßigen Nutzen aus seinem Acker ziehen, und nach und nach, ohne daß er einen Aufwand macht, seinen Acker veredeln. Wer aber alles dieses mit Geld nun schlechterdings erzwingen will, wird nicht allein dabei verarmen, sondern er wird seiner Gegend ein Beispiel aufstellen, welches von der Veredlung des Ackerbaues abschrecken wird.

Hat nun Jemand durch den rothen Klee seinen Acker in den Stand gesetzet: so soll er nun zu dem Anbaue vom blauen Klee übergehen, und seine besten Aecker damit bestellen. Nun wird ihm dieser blaue Klee gerathen, reichliche Erndten abliefern, und, weil er einen so bestellten Acker wenigstens fünf Jahre hinter-

einander als Kleeacker benutzen kann, gleichen Fleiß auf seine übrigen Aecker verwenden können. Er hat nun bei diesen Kleeäckern weiter nichts zu thun, als sie zu gipsen, und darauf zu erndten; und dieß wird ihm um desto angenehmer seyn, weil eben dieser Luzerner Klee ihm das erste Futter abliefern wird. Auf diese, der Natur angemessene Art, wird er nach und nach zu einem reichlichen Futterbaue kommen; und nun wird es ihm an Seegen bei seiner Landwirthschaft nicht mehr fehlen.

Auf entfernte Aecker säet man nach den bekannten Vorschriften den Esparzette, welcher allerdings ausnehmend nüzlich, aber doch lang nicht von dem Ertrage der andern Kleearten ist. Indessen da seine Wurzeln ebenfalls ein vortrefliches Dungmittel sind: so liefern diese Aecker, wenn die ersten Kosten der Bestellung durch den Ertrag befriediget sind, mehrere Jahre einen reichen Gewinn ab; und wenn alsdann die Aecker umgebrochen werden, hat der Eigenthümer zugleich den ausnehmenden Vortheil, daß sein Acker veredelt und zu künftigen Erträgen vortreflich vorbereitet ist.

Beschluß.

Ich will nun in einem kurzen Ueberblicke die gegenwärtige Landeskultur mit derjenigen vergleichen, die ich hier vorgetragen habe, und hoffe, meine Leser zu überzeugen, daß diese Leztere die Einzige sey, Länder in schnelle Aufnahme zu bringen, und dadurch das in ewiger gemeinschaftlicher Verbindung seyn sollende Wohl des Landesherren, und der Unterthanen zu befördern.

Bei der gegenwärtigen Landwirthschaft kann wenig Vieh gehalten, und von diesem wenigen Viehe der wenigst mögliche Dung produziret werden. Dieser Dung wird auf die Mehrheit der Aecker verzettelt, diese aber gleich so besaamet, daß von diesem Dunge der möglichste Gewinnst heraus gezogen wird. Jeder Acker ist also, wenn die gewöhnlichen Reihen von Früchten von ihm geerndet sind, eben so elend wieder, als er vor dem Düngen war, und der Acker selbst hat sich durch den Bau gar nicht verbessert.

Wenn nun bei diesem ewigen Zirkel von Bauernwirthschaft Unglücksfälle sich ereignen, z. B. Viehseuchen, allgemeiner Hagelschlag, sehr niedrige Fruchtpreise rc., so kömmt der Eigenthümer in solchen Rückschlag, daß er selbst diesen wenigen Dung nicht mehr produziren kann. Die Gemarkung wird gleichwohl durch fortdauerndes Ansäen benutzet, und endlich so ausgemergelt, daß ein Bauer nach dem andern zu Grunde geht, zum Lande hinausläuft, und die Gemarkung zulezt verödet. Dieß ist der Fall, der Amerika, Rußland und neuerlich den neu erworbenen Oesterreichischen und Preußischen Staaten so viele Kolonisten verschafft hat, das Auswandern der Unterthanen ewig begünstigen, oder wenn sie bleiben, den Staat mit Bettlern bevölkern wird.

In andern Gegenden, wo mehr Dung gemacht, und so viel produzirt wird, daß die Gemarkung wirklich als ein gutes Fruchtland muß angesehen werden, erschüttern die obigen Unglücksfälle die Landwirthschaft ebenfalls; doch ist sie nach Jahren einer Erholung fähig. Sie ist aber auf dem Wege ihres Verderbens,

wenn man den Bau von Gewächsen daselbst einführt, z. B. Tabak, Krapp, Hopfen ꝛc., ohne den Pflanzern den Weg zu zeigen, wie sie mehr Dung produziren können, als sie bisher produzirt haben. Der mehrere Gewinnst, den diese Handlungsgewächse darbieten, werden die Pflanzer vermögen, über ihre Kräfte sich ihnen zu widmen. Sie werden dadurch ihre Felder dermasen ausmergeln, s. S. 198 und 199, daß solche selbst nachher die gewöhnlichen Früchten nicht mehr liefern können, folglich die Eigenthümer nach und nach zu Grunde gehen müssen. Die alten Zehenden-Register zeigen uns leider dergleichen Beispiele, und beweisen, daß Gemarkungen ehemals Handlungsgewächse, z. B. Tabak, Krapp ꝛc. erzielt haben, die jezt armselige Fruchtfelder sind.

Die Landwirthschaft ist also äuserst gefährlich, wo der Pflanzer gleich alles wieder aus der Erde herauszieht, was er derselben anvertraut hat. Einige Unglücksfälle ruiniren sie entweder auf beständig, oder doch auf lange Zeit; und ich kann diese Methode der Pflanzer nicht anders benennen, als den Acker auf den Raub bauen.

Ganz anders verhält es sich mit der Landwirthschaft, die sich auf den Wiesen- und Kleebau gründet, und wo die Grundsätze so festgestellt sind, daß sich die Morgenzahl derselben zwar allmählig, aber beständig vermehret. Denn durch die Kleeäcker zieht nicht allein der Pflanzer von seinem Acker den noch zur Zeit bestmöglichsten Gewinnst, sondern während dem Bezuge dieses Gewinnstes veredelt er zugleich seinen Acker auf das vortreflichste. Seine Viehwirthschaft vergrößert und veredelt sich zu gleicher Zeit, er produzirt, ohne es zu merken, von Jahr zu Jahr mehr Dung; und da dieser, außer den Kleewurzeln und abgefallenen Kleeblättern, noch auf die Aecker aufgeführt wird: so werden die Felder durch die Erndten nun nicht mehr, wie ehemals, rein ausgezogen, sondern sie werden verhältnißmäßig jedes Jahr reicher, und zu ergiebigerem Ertrage geschickter. In diesem aufsteigenden Verhältniße des Wiesen- und Kleebaues, auch Viehstandes, wird endlich die Gemarkung so in der Veredlung fortschreiten, daß sie solcher Gewächse benöthiget ist, die mehr Dung erfodern, als die

Fruchtfelder ertragen können. Und erst dann ist es Zeit, Handlungsgewächse zu bauen, die vor dieser Epoche angepflanzet, der Landwirthschaft allemal ihren Untergang wieder drohen.

So ungezweifelt mir diese Grundsätze sind, und so überzeugt ich bin, daß Wiesen- und Kleebau das einzige Mittel sey, der Landwirthschaft aufzuhelfen, und sie auf den höchsten Ertrag der Vollkommenheit zu führen: so muß ich doch jeden Pflanzer warnen, diesen Zeitpunkt weder durch Verwendung eigenes großen Vermögens zu beschleunigen, noch vielweniger Kapitalien dazu zu borgen. Denn ein herabgesunkener Ackerbau ist nicht im Stande, die Interessen derselben zu vergüten, noch weniger das Kapital zu ersetzen, und der Verlust wird allemal demjenigen unersezlich seyn, der schlechterdings, um mich meines ersten Gleichnißes wieder zu bedienen, aus Mitternacht schnell Mittag machen will. — Jener Pflanzer hat Alles gethan, der, diesen Grundsätzen des immer aufsteigenden Wiesen- und Kleebaues getreu, jährlich seinen reinen Gewinnst zu Erhöhung des Ackerwesens verwendet; das heißt, der sich

und

und seine Haushaltung ernähret, seine wichtigsten Bedürfnisse befriediget, und das denn Uebrigbleibende in sein Landgut verwendet, und demselben kreditiret hat. — Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich durch diese meine Abhandlung edle patriotische Männer, die sich aus Liebe zur Landwirthschaft verbluten, und das Glück ihrer Familie derselben aufopfern, von ihren chimärischen Höhen werde herab rufen, und auf den Pfad der Natur hinleiten können. Denn ich kenne dergleichen landwirthschaftliche Opfer gar viele, die durch übel verstandene Grundsätze, durch unglückliche praktische Anwendungen derselben, und durch eingebildete theoretisch = mathematische Grundsätze nicht allein sich selbst zu Grunde gerichtet, sondern auch ihrer ganzen Gegend auf lange Zeiten geschadet haben.

Unter dem eigentlichen Bauernstande wird es nun allerdings Wenige geben, die sich durch diese Art zu Grunde richten; im Gegentheile, den Meisten wird es anfänglich schwer fallen, ihren Dung den Fruchtfeldern zu entziehen, um ihn dem Wiesenbaue zu widmen. Schwer

werden sie auch daran kommen, Klee zu bauen, weil sie gewöhnlich dem Ackerbaue nichts kreditiren können, sondern nur immer Früchte zu ihrer eigenen, höchst nöthigen Lebsucht, und wichtigsten Bedürfnißen bauen wollen. Bei diesen müssen weise Polizeigesetze eintreten, und, jedoch immer mit väterlicher Güte und Ernst, der wahre Weg zu ihrem Glücke gezeigt, und sie zum Aufkommen ihrer selbst, zum richtigen Wiesen- und Kleebau-Verhältniß angehalten werden.

Vorzüglich muß auf die Triftgerechtigkeit von Seiten der Hofkammer gesehen, und wo sie noch nicht aufhebbar ist, sie doch wenigstens so eingeschränkt werden, daß kein Schaafübertrieb vor dem ersten December anfangen dürfe, er hingegen mit der Mitte des Hornungs sich endigen müsse. Der Frühlings-Uebertrieb ist nun außerordentlich schädlich, und wenige Tage länger können oft den Bauern auf viele Wochen zu einer Zeit des Futters berauben, wo er es am allernöthigsten hat. Ehender könnte man die Herbstweide früher anfangen lassen, ob gleich das Vertreten der Wiesen und Aecker in

dieser nassen Jahreszeit dem Futterbaue auch ausnehmend schädlich ist. Eben so wenig soll man den Bauern erlauben, mit eigenem Viehe ihren Futterbau zu Grunde zu richten.

Die Schlußfolge meiner ganzen Abhandlung ist also diese: Nur in dem Futterbaue ganz allein ist das Aufkommen der Landwirthschaft zu suchen; sein allmähliger Wachsthum sicher vor dem Rückfalle; hilft alle Unglücksfälle ausdauern, und ist das einzige Mittel, Glück und Wohlstand des Allgemeinen und des Einzelnen zu befördern. Aber so nüzlich dieser Futterbau ist: so kann er gleichwohl nicht überschnellt werden, sondern das Wohl des Ganzen und des Einzelnen erheischet, daß er jährlich und stufenweis so lang aufsteige, bis er das gerechte Verhältniß mit den andern Fruchtfeldern erreichet hat.

V. Ueber die Veredlung der Wolle, vorzüglich durch Winterpferchung der Schaafe.

Seit man in der Pfalz und in Deutschland einzusehen angefangen hat, daß der aus dem Ackerbaue zu erwartende Reichthum blos durch das wahre Verhältniß des Viehstandes zu erheben sey, welches gerechte Verhältniß des Viehstandes nur allein durch hinlängliche Bauung der Futterkräuter, und durch Aufnahme des Wiesenlandes möglich zu machen ist, hat man alle Hinderniße des Futterbaues aufgesucht, um gegen selbigen zu Felde zu ziehen. Eine der vornehmsten Hinderniße sind nun die Schaafweiden gewesen; und unsere vaterländische gelehrte Oekonomen haben diese mit solchem Enthusiasmus verfolgt, daß, wenn es bei ihnen gestanden hätte, alle Schaafweiden in dem Augenblicke wären vertilget worden,

Auf der andern Seite ward man eben dadurch dem Futterbaue gehäßig, weil er die Schaafzucht verdrängen wollte, und die Schaafherren sowohl, als Jene, die von dieser Hütung ständige Einkünfte hatten, gaben sich alle Mühe, durch ewige Neckereien den eben in der Gegend emporkommenden Kleebau zu zerstören, und die ganze Ackerwirthschaft in ihrer alten Lage zu erhalten. Dieß sind die Folgen, wenn man sich mehr durch Enthusiasmus, als durch die kältere aber wahre Vernunftschlüsse leiten läßt. Kleebau und Schaafzucht haben dadurch großen Schaden gelitten, noch mehr der Staat, der in dem Aufkommen von Beiden seinen wahren Wohlstand findet.

Unsere staatswirthschaftliche Oekonomen haben wahrscheinlich zu früh gegen die Brache geeifert; und ihre Berechnung von dem Vortheile dieser aufgehobenen Brache ist gewiß mehr idealischer als wahrer Reichthum. Denn wenn der Grundsaz richtig ist, daß nicht die Menge, sondern die Güte der eingesäeten Aecker den Reichthum der Erde bestimmt: so wäre wohl zu wünschen, daß man ein kräftiges Mittel in

Handen hätte, den Bauern dahin zu vermögen, mehr auf die Güte seiner zu bestellenden Aecker, als auf die Menge derselben zu denken. Ich habe daher bei einer andern Gelegenheit die Muthmaßung gewagt, daß unsere Vorfahren dieß durch die Brache zu erhalten bemüht waren; und so viel ich nun unser Vaterland kenne, werden wenig Gemarkungen seyn, die sich in den Vermögenskräften befinden, von der Aufhebung der Brache Vortheil zu ziehen. Ein aber nicht angepflanztes Feld wird zu seinem Nutzen mit Schaafen übertrieben; denn auf der einen Seite zerstören sie das Unkraut, auf der andern Seite tragen sie durch den abfallenden Dünger Etwas zu Bereicherung des Ackers bei. Wir haben also wahrscheinlich die Sache zu sehr vergrößert, indem wir so heftig gegen die Schaafweiden geeifert haben; und der Kleebau würde in unserm Vaterlande ungleich beträchtlicher seyn, wenn es nicht ein überwiegendes Vorurtheil gewesen wäre, daß Kleebau und Schaafzucht nebeneinander nicht bestehen könnten. Aber eben so sehr haben sich die Schaafherren geschadet, die sich dem Klee-

baue so sehr widersezt haben, und durch ihre Schäfer demselben alle Drangsale haben anthun lassen; und man sieht wohl, daß Enthusiasmus wider Enthusiasmus zu Felde gezogen ist. Denn der Schaden, den der Schaafherr erleidet, daß er den Sommer einen ehemals öden Acker nicht betreiben darf, weil er nun mit Klee besaamet ist, kommt gar nicht in Vergleich mit dem überwiegenden Vortheile, daß er nun Winters statt eines leeren Ackers Kleestoppeln zur Weide hat; und würden die Schaafherren ihren eigenen Vortheil wahrhaft beherziget haben: so hätten sie ihren Schäfern auf das schärfste einbinden sollen, alle Kleeäcker, so lange die Natur im Triebe ist, sorgfältig zu meiden, weil sie sich dadurch auf Kosten Anderer die herrlichsten Winterweiden würden verschafft haben, die ihnen ungleich mehr am Herzen liegen müssen, als Sommerweiden.

Diese Sätze verdienen allerdings um so mehr einer ganz ruhigen Ueberlegung, da die gewünschte Aufnahme des Kleebaues die Schaafzucht in Deutschland zu verdrängen scheint, und man überall gegen diese nüzlichen Thiere

zu Felde zieht. Es ist allerdings merkwürdig. Auf der einen Seite will man lauter Handlungsprodukten bauen. Man versucht den Tabaksbau, den Krappbau, und will Produkten wärmerer Gegenden sich eigen machen, während der Zeit die bereits eingeführte Erzielung der Handlungsprodukten, die Schaafwolle, unterdrückt werden soll. Leider! ist also mehr Mode, Neuerungssucht und Nachahmung unser Maasstab, als wahre Grundsätze, und diesem Taumel von eingebildeter Glückseligkeit opfert man das Staatenglück auf.

Schaafzucht ist eine wahre Quelle der Länder-Glückseligkeit. Kein Landesprodukt zu Manufakturen und Handel ist uns so unentbehrlich als das Schaaf, indem wir seine Wolle schlechterdings nicht entbehren können. England, das vielleicht von allen Staaten am besten über die Schaafzucht nachgedacht, hat daher auch schon in der Kindheit seines Ackerbaues auf die Vermehrung und Veredlung der Wolle nachgespürt, und seit beinah zwei Jahrhunderten ist es im Besitze dieser Veredlung. Die andern europäischen Staaten folgen diesem

Lande nur von Ferne nach; denn die Schaafzucht der Spanier würde ich keinem Lande wünschen, wo unübersehbare Strecken wüste und öde liegen, um darauf Schaafe zu ernähren. Zwar hat es in Deutschland sowohl als in andern Ländern nie an Männern gefehlt, die ihre Landsleute auf Schaafzucht aufmerksam gemacht haben, aber ihre vorgeschlagenen Veredlungen gränzten beinah an das Unmögliche; denn sie sezten die Veredlung meist in Herbeischaffung einer ausländischen und bessern Art an. Diese wurde oft und mit unsäglichen Kosten versucht; aber gewöhnlich war die Ausartung die Folge, wenn nicht schon die ausländische Art während der Einführung ins Land verunglückte.

Dieß ist ein ganz gewisser Grundsaz, daß die Art der Fütterung jeden Viehstamm entweder veredelt, oder verschlimmert. — Wem es also um die Veredlung seines Viehstammes zu thun ist, der muß sich nicht veredeltes Vieh anschaffen, das bei der Fütterung der Landesart auch wieder in das Vieh der Landesart zurücksinkt; sondern er muß die Fütterung jener

Gegend nachahmen, deren Viehstamm er zu haben wünscht; und bei dieser Fütterung wird sich sein einheimischer Viehstamm nach und nach, aber ewig dauernd verbessern. Wenn wir also auf unsern Schaafen spanische oder englische Wolle ziehen wollen, müssen wir nicht, wie bisher, englische oder spanische Schaafböcke und Schaafmütter uns anschaffen, deren Nachkömmlinge bei unserer Fütterungs-Methode in der dritten oder vierten Generation wieder unsern Landesschaafen gleich seyn werden, sondern wir müssen unsere Schaafe nach englischer Art pflegen und warten; und denn werden sie sich von Generation zu Generation veredeln, und uns Wolle liefern, aus der wir uns die feinsten Tücher verfertigen können.

So natürlich diese Grundsätze sind: so werden sie dennoch in den Geschäften des Landbaues und der Viehzucht nicht ausgeübt. Bringt es der Schlendrian der Mode mit sich, oder hat der Landesherr wirklich die Absicht, diesem wichtigsten Theile seiner und der Volksglückseligkeit seine Aufmerksamkeit zu widmen; schnell wollen alle Diejenige, die den Hofstaat aus-

machen, sich als Landwirthe empfehlen. Da es ihnen an Grundsätzen, folglich auch am Stoffe zum Nachdenken fehlt: so suchen sie dieß fehlende Nachdenken durch ihren Geldbeutel zu ersetzen; und nun besteht ihre ganze Weisheit darin, ausländische Produkten anzuschaffen, die dann nach der gewöhnlichen Landesart genährt, gerade als wie vom Himmel herunter auf diesen Fleck der Erde versetzet werden, in welcher sie denn auch ganz der Pflege entsprechen, nämlich in die Landesart zurücksinken. Viele glauben, es wäre doch etwas Gutes geschehen, und ich behaupte, es hätte nichts Schlimmers gethan werden können; denn dergleichen mißrathenen Versuche hemmen alle fernere Bemühungen, und es bleibt beim Alten.

Unser verstorbenes Mitglied, Herr Oekonomierath Bernhard, hat in dem Jahrgange 1769 unserer Bemerkungen seine Versuche über die Stallfütterung der Schaafe bekannt gemacht, die in ganz Deutschland eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Dennoch war die Sache nicht neu; denn was seit wenigstens zwei Jahrhunderten von mehreren den-

kenden Landwirthen in England ausgeübt, mit dem besten Erfolge ausgeübt wird, sollte wenigstens kein so allgemeines Staunen erregen. Man fragt sich, geht das Ding auch an? Da wird es denn von Sachkundigen als ein leeres Projekt verworfen; Andere finden in derselben die Länder-Glückseligkeit, und Beide schweifen auf den äußersten Gränzen der Wahrheit herum, die sich nur dem stillen und ruhigen Denker, nicht dem Enthusiasten oder dem Unwissenden enthüllet.

Die Pfalz hat an dem würdigen Landmann, Herrn Eisenhard dem Jüngern, Bürger der Oberamtsstadt Ladenburg, ein bewährtes Beispiel, daß die Pferchschäferei dienlich, ja sehr nützlich sey. In dem November 1781 hatte er 150 Stück Schaafe angeschafft, um mit diesen den Sommer 1782 und 1783 die Stallfütterung, oder wie man es eigentlich heißen sollte, die Pferchfütterung anzufangen. Er hat mit 20 Horden einen Pferch gemacht, besonders verfertigte Futter-Raufen in dieselbe stellen, und den grünen Klee den Schaafen füttern lassen. Neben diesem stand ein anderer Pferch

von gleichem Inhalte, in welchen er nach Verlauf von 12 Stunden die Schaafe laufen, und dann in der Zwischenzeit den ersten Pferch fortrücken lassen. Achtzehen Morgen Klee waren hinlänglich, diese Zahl Schaafe das ganze Jahr im Sommer grün, Winters mit Kleeheu zu unterhalten, und ein Schaafknecht konnte alle Arbeit bequem versehen, nur daß, wenn der Kleeacker zu weit vom Pferche entfernt war, er den Klee beifüh┬ren ließ. Ein Morgen von 160 Ruthen ward auf diese Art in einer Woche reichlich gedüngt. Da sich diese Schaafdüngung als das kräftigste Dungmittel zum Tabaksbaue bewies, der in dieser ganzen Gegend von vorzüglichster Güte ist: so hat er nach geschehener Wintersaat bis zum nächsten Sommer Johanni blos Aecker gepfercht, die dem Tabaksbaue bestimmt waren; die folgende Zeit hat er zur Wintersaat gepfercht. Winters hat er die Schaafe wie das übrige weidende Schaafvieh eingetrieben. Das für unsere Pfalz, so wie auch für diese Gegend unglückliche Jahr von 1784 hat, da die Ueberschwemmung den Kleebau zu Grunde gerichtet, ihn genöthiget,

diese Pferchfütterung einzustellen; er wird sie aber, so bald er seinen Kleebau wieder in wahrem Verhältniße hat, von neuem anfangen. (Geschah in der Folge nicht, weil der nun verstorbene Herr Eisenhard seinen Mitbürgern dieß Opfer brachte, die äußerst aus gleich folgenden Scheingründen wider diese Pferchfütterung waren. Anmerk. von 1804.)

An Widersprüchen hat es diesem würdigen Manne nicht gefehlt, ja man wollte ihm sogar das Recht streitig machen, Schaafe auf diese Art zu unterhalten; indessen drang er unter dem Schutze seines alles Gute und Nüzliche wahrhaft befördernden Landschreibers, des Hrn. Regierungsrathes von Hertling, glücklich durch. Nun hofften die Feinde dieses Versuches, es werde sich ein solcher Schaden ergeben, der ihn selbst aufzuhören nöthigen würde; sie drangen ihm ihre Rechnungen auf, nach welchen er freilich eingebüßt hätte. Aber da er selbst ein einsichtsvoller Landmann ist: so halfen auch diese nichts, und er blieb seiner Absicht treu.

Dieser mit 150 Schaafen gemachte Versuch, der über zwei Jahre gedauert, unter

den Augen sehr aufgeklärter Einwohner der Stadt Ladenburg, und in der volkreichsten Gegend der Pfalz, zwischen Heidelberg und Mannheim veranstaltet worden, würde nun allerdings die Möglichkeit der Pferchschäferei beweisen, wenn ich glauben könnte, daß sie noch einen Beweis der Möglichkeit erfoderte. Ob aber dieser Versuch so angestellt worden sey, daß er dem würdigen Unternehmer all den Vortheil abgeworfen, den er billig hätte abwerfen sollen, dieß ist eine andere Frage. So wie ich die Sache einsehe, hat Herr Eisenhard von dieser Pferchfütterung nur den Dung und dessen Ausführung gewonnen; und ob dieser allein hinlänglich sey, die Kosten zu tragen, ist eine andere Frage.

Ganz gewiß ist die Gewinnung des Dunges eine kostbare Sache für den Landwirth; und wenn er den Verkaufpreis seines Futters rechnete: so würde er nie auch mit Rindvieh sein Futter verfüttern, sondern es verkaufen, wofür er wenigstens in dem Jahre des Verkaufes mehr Geld lösen würde, als er durch die Viehzucht erhalten kann. Aber auch der

einfältigste Landwirth rechnet nicht auf diese Art, sondern er weiß, daß seine Dunggrube sein Reichthum ist, und daß aller Segen des Landbaues bald ein Ende haben würde, wenn er das Dungmachen versäumen wollte. Wenn ich also 18 Morgen Klee rechne, den Herr Eisenhard bestimmt hatte, seine Dungmasse durch diese Pferchfütterung zu vergrößern: so entsteht nun die Frage, ob er mehr Nutzen gehabt haben würde, diese 18 Morgen mit Hornvieh oder mit Schaafen zu verfüttern. Diese Berechnung ist eine Sache eines erfahrnen und unpartheiischen Landwirthes, die ich mir zu übernehmen nicht getraue. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn diese 18 Morgen, mit Pferchfütterung benuzt, nicht eben so einträglich wären, als mit Rindvieh verfüttert; besonders wenn man die Ersparniß des Strohes, und die Ausführung des Dunges mit in Anschlag bringt, die in dieser Berechnung gewiß kein geringer Gegenstand sind. Gesezt aber auch, die Berechnung würde zum Vortheile der Pferchfütterung ausfallen: so bleibt es dennoch richtig, daß Herr Eisenhard den wahren

Nutzen der Pferchfütterung versäumt hat; und ich halte es für Eine meiner angenehmsten Pflichten, diesen würdigen und thätigen Mann bei künftiger Fortsetzung seiner Versuche auf seinen Vortheil aufmerksam zu machen, weil ich gewiß glaube, daß er Beispiel für unsere Pfalz werden werde, die Schaafzucht zu veredeln, und dadurch eine neue Quelle des Landes-Reichthumes zu eröffnen.

Ganz richtig haben die staatswirthschaftlichen Berechner behauptet, daß die verbesserte Schaafzucht einen viel größern und dauerndern Vortheil England verschafft habe, als den Spaniern alle Goldgruben von Potosi. Man muß sich deßwegen nicht einbilden, als wenn in England die Schaafzucht im allgemeinen Flore wäre; es giebt Gegenden daselbst, wo sie mehr als elend ist, und wo man sogar von Pferchen nichts weiß. In einzelnen Gegenden sind sie aber auf den höchsten Grad der in England möglichen Vollkommenheit gediehen. Da das Klima von England, und das Klima von Deutschland wenig oder nichts verschieden ist: so werden aufmerksamere Landwirthe sehr wohl thun,

wenn sie in Deutschland dasjenige nachzunahmen suchten, was durch seine langwierige Erfahrung daselbst als bewährt erfunden worden ist. Ich will mich hier nur auf das Wesentliche einschränken, und zugleich auf die Fehler aufmerksam machen, die uns bisher in Deutschland gehindert haben, nicht allen möglichen Nutzen durch Schaafzucht zu ziehen, den diese uns darbietet.

Die Fütterung der Schaafe ist ein Hauptgegenstand, und es ist unmöglich, daß man gute und viele Wolle erzielen kann, wo man die Schaafe nicht täglich mit hinlänglichem Futter versorgt. Dieß ist nun bei einer Weideschäferei schlechterdings unmöglich, wo sich der Fall ereignen kann, daß bald die Weide überflüßig, bald zu mager ist. Vernünftige Pachter in England bauen daher für ihre Schaafe eben so gut Klee, Rüben und gelbe Rüben, als für ihr Rindvieh; und in den Gegenden, wo sie die Schaafe auf die Weide treiben, ersetzen sie durch Pferchfütterung dasjenige, was in der Weide als Mangel erscheint. Andere halten ihre Schaafe ganz allein im Pferche, wie es Herr Eisenhard in Ladenburg gethan hat.

Bei dieser täglichen, zwar nicht überflüßigen, aber ordentlichen Fütterung wird nach und nach der Schaafstamm so veredelt, daß ein Schaaf bis auf neun Pfund Wolle benuzt wird. Aber es ist nicht allein die Menge der Wolle, die sich durch diese ordentliche Fütterung reichlicher einstellt, selbst die Wolle wird feiner. Hiedurch hat sich also die Wolle nicht allein in der Pfundzahl, sondern auch in dem Preise selbst, jedes um zwei Drittel vergrößert, welches ein außerordentlicher Vortheil sowohl für den einzelnen Erzieler, als auch für den Staat selbst ist. Freilich geben die Engländer auch auf die Wahl der Schaafe selbst Acht, besonders auf die Widder, und sind oft auf die Leztern so eifersüchtig, daß sie solche mit Fleiß faul füttern, wenn sie Willens sind, sie abzuschaffen, damit ja kein Anderer solche zur Zucht brauchen könne. Die brauchbaren Widder sind daher daselbst in einem außerordentlichen Preise; und da viele Landleute keine eigene Widder sich anschaffen können: so lehnen sie zur Besprengzeit für einen theuren Pacht dergleichen ausgesuchte gute Widder.

Das Erste, was man also in Deutschland zu thun hat, um eine veredelte Schaafzucht anzufangen, ist, daß man sich in seiner Gegend Widder und Schaafmütter aufsucht, die die feinste Wolle haben. Ich würde hiezu die kurzbeinigten aussuchen, weil man durch die Erfahrung weiß, daß sie viel leichter gut zu füttern sind, und sich also schneller veredeln lassen. Diese Schaafe müßten schlechterdings in der Pferchfütterung erhalten werden, damit sie täglich ihre ordentliche Nahrung bekämen. Ihr Ankauf müßte im Frühjahre geschehen, wenn die junge Wolle hervorzubrechen anfängt, damit gleich dieser erste Keim der künftigen Wolle durch hinlängliche Nahrung sich gut anlegen könne. Wenn diese nachher Junge werfen, muß man nur die Besten zur Zucht aussuchen, und vorzüglich auf die Widder eine besondere Rücksicht nehmen. Zu ihrer Nahrung würde ich blos Kleefutter um so mehr empfehlen, da man ja schon von Varro's Zeiten her weiß, daß den Schaafen nichts angenehmer und nichts gedeihlicher ist, als das Kleefutter.

Schon aus diesem ersten Ueberblicke sieht man, daß diese verbesserte Schaafzucht ganz und gar nicht mit der in Deutschland gewöhnlichen Art, die Schaafe zu halten, übereinstimme; daß man sie nicht mit großen Heerden übernehmen, und nur von solchen Landleuten erwarten könne, die nicht nach dem Herkommen ihren Ackerbau und Viehzucht besorgen, sondern durch eigenes Nachdenken ihren eigenen und den Landesvortheil miteinander zu verbinden wissen. Der Staat kann hiebei nichts anders thun, als jedem Einzelnen die ungestörte Freiheit geben, für sich so viele Schaafe zu halten, als er will, so wie Jeder auch die Erlaubniß hat, so vieles Rindvieh zu unterhalten, als er vermag. Denn über dergleichen Sachen eine Polizey-Aufsicht zu führen, halte ich für ausnehmend nachtheilig, weil da dem einzelnen Unternehmer die Hände gebunden werden, welches schon den Lusten hiezu benimmt, um so mehr, da Jeder bei Spekulationen gerne freie Hand haben will.

Ertheilt aber der Staat jedem Einzelnen die Freiheit, ohne die mindeste Beschränkung für

sich so viele Schaafe zu halten, als er mit seinem Nutzen zu ernähren gedenkt: so wird es schon hie und da Unternehmer geben, die, wie Herr Eisenhard, es sich zur Ehre rechnen, den vaterländischen Nutzen mit dem Ihrigen zu verbinden. Ihr Privatnutzen ist ganz unbezweifelt. Das Futter wird ihnen durch die auch schon in dem ersten Anfange etwas häufiger hervorkommende Wolle, durch das Vieh selbst, und durch den Dung bezahlt; und was die zu erwartende Verbesserung anbelangt: so ist diese reiner Gewinn, wenn sie ihm zu Glücke schlägt. Je mehr einer hiebei Kenntniß von Wolle hat; je mehr Aufsicht er auf Reinlichkeit und Verpflegung des Viehes verwendet, und je mehr er das wahre Verhältniß des täglichen Futters zu finden weiß, je glücklicher wird er in seinem Unternehmen seyn. Denn es ist bei den Schaafen, wie bei allem Viehe: nicht die Menge des Futters, sondern die gute Ordnung der Fütterung ist das Hauptwesen. Hat der Unternehmer bei seinen Versuchen es so weit gebracht, daß ihm Widder von ausgezeichneter Güte fallen: so wird dieser ihr Verkaufpreis ihm reichlichen Nutzen abwerfen.

Es ist hier ganz und gar nicht meine Absicht, eine Abhandlung über die Schaafzucht zu schreiben, hiezu fehlen mir eigene Erfahrungen, auch fehlt es ganz und gar nicht an Anleitungen, die aber gewiß mit wahrer Ueberlegung zu lesen sind, da die meisten Schriftsteller sich in meinem Falle befinden; aber aus der Erfahrung anderer Länder mit der Ausübung in Deutschland verglichen, möchte ich meine deutschen Landsleute auf die vornehmsten Gebrechen unserer Schaafzucht aufmerksam machen, und zu dieser gehört außer der fehlerhaften Fütterungsart vorzüglich die Winterbewahrung unserer Schaafe. Spanien hatte in Europa die erste und beste Wolle; und weil man so gern dem Klima aufbürdet, was doch eigentlich Unkunde und Ungeschicklichkeit ist: so vermuthe ich, ist man auf die Folgerung gerathen, zur Erzeugung einer guten Wolle gehöre ein sehr temperirter Himmelsstrich; und da man den deutschen sehr abstechend gegen den spanischen fand: so wollte man durch die Winterbewahrung den Schaafen das ersetzen, was uns an Gelindigkeit der Winter, mit dem spa-

nischen Klima verglichen, abgeht, und dadurch entstanden unsere Schaafställe, die ich als ein Hauptgebrechen der deutschen Schaafzucht ansehe.

Schon die Betrachtung des Schaafes selbst zeigt uns an, daß es gegen Kälte unempfindlich seyn müsse. Der gütige Schöpfer hat es so bedeckt, daß ein widernatürlicher Grad Kälte erfodert wird, ehe selbiger nur bis auf die Haut dringen kann, und seine natürliche Stellung, wenn es liegt, ist so beschaffen, daß es jene Theile im Liegen bedeckt, die von Wolle entblößt sind. Seine Wolle hat zugleich eine solche Fettigkeit, die das Eindringen des Regens auf die Haut hindert; und wenn man nach dem stärksten Regen ein Schaaf untersucht: so wird man finden, daß es auf der Haut ganz trocken ist, wenn man schon dem äußerlichen Ansehen nach glauben sollte, es wäre durch und durch naß. Daher findet man auch, daß die Schaafe in dem allerkältesten Klima so gut gedeihen, wenn sie anders nur ordentlich gefüttert werden; und die Herrenhuter konnten nach dem Berichte von Cranz

den glücklichen Fortgang ihrer Schaafzucht in Grönland nicht genug rühmen, die sie in dem Jahre 1759 mit drei aus Koppenhagen hingebrachten Schaafen daselbst angefangen hatten. Wenn also das grönländische Klima mit seiner langen Winternacht und dem äußersten Grade von Kälte den Schaafen dennoch so zuträglich war, daß sie daselbst so vortreflichen Nutzen abwarfen: so sieht man daraus, daß die Schaafe einen außerordentlichen Grad Kälte ruhig ausdauern können. Islands Schaafzucht beweist dieß noch deutlicher, wo kein Ackerbau wegen Kälte möglich ist, die Schaafe aber vortreflich gedeihen, ob sie gleichwohl daselbst sich ganz überlassen, einer wilden Schaafzucht ähnlich sind, Sommers sowohl als in den langen und harten Wintern in der Wildniß herumirren, und gleichwohl so häufig sind, daß sie neben dem Fischfange beinah den einzigen Landes-Reichthum ausmachen.

Dieß Alles wußte der klügere Theil von englischen Schaafherren schon seit zwei Jahrhunderten, und daselbst ist in denjenigen Theilen, wo die wahre Schaafzucht blüht, Landes-

sitte, daß man in dem strengsten Winter Tag und Nacht mit den Schaafen pfercht, und sie nie unter Dach bringt. Einem Ausländer, der dergleichen beobachtet, kommt dieß wunderbar vor, so wie es vielleicht dem Engländer wunderbar vorkommt, daß ein Ausländer so etwas anstaunt. Dem berühmten Schweden Kalm war bei seiner Durchreise durch England dieß so auffallend, daß er alle Augenblicke in seiner Reisebeschreibung uns erzählt, wie er bald da, bald dort Schaafe im Schnee lagern gesehen; ja, er sagte endlich, die Schaafe in England müßten eine ganz andere Natur haben, da sie mit jeder Kälte so vertraut wären.

Wie die Engländer auf die kühnere Behandlung der Schaafe im Winter gekommen, verdient wohl, daß man sich einen Augenblick dabei verweile. Daß sie es von den Spaniern erlernt haben sollen, zweifle ich, weil das Klima von beiden Ländern sehr verschieden ist. Bekannt ist es, daß in Spanien die Schaafe zu allen Jahreszeiten unter freiem Himmel weiden, und ein in gedrängter Kürze abgefaßter Aufsaz des Herrn Farenholz in dem 145. Stücke

der ökonomischen Nachrichten, S. 72 und 73. hat die deutschen Landwirthe dieß ja auch gelehrt, aber die gleich dabei befindlichen Anmerkungen des Herrn von Grißheim S. 95. zeigen, daß man eine Nachahmung hievon für unmöglich gehalten hat. Freilich gehört in Spanien der Frost und Schnee unter die Seltenheiten, so wie hingegen Beide in England und Deutschland unsere gewöhnlichen Winterbegleiter sind. Also müssen entweder eigene Proben, oder andere Erfahrungen die Engländer hiezu aufgemuntert haben. Die frühe Schifffahrt der Engländer, wodurch sie mit den Sitten und Gebräuchen aller Nationen bekannt geworden sind, mag wohl das Meiste dazu beigetragen haben; und die Schaafzucht der Isländer, und auf der Insel Färo=ö wird ihnen wohl gezeigt haben, welchen Grad Kälte ein Schaaf ausdauern kann; und dieß mag sie wohl zu so kühnen Versuchen aufgemuntert haben, besonders wenn sie dabei beobachtet, daß, wie ich hernach zeigen werde, in den sehr heißen Ländern die Wolle der Schaafe in Haare ausartet.

Kühn war allemal der Versuch, um so mehr, da unsere ältesten Schriftsteller vom Ackerbaue und Viehzucht in Europa, Varro, Columella und Palladius selbst in Italien die Winterpflege der Schaafe in Ställen anempfohlen haben. Aber man glaubte damals in Italien, was man noch heut zu Tage in Deutschland glaubt, nämlich daß Produkten heißerer Länder auch mehr Wärme erfodern, als der neue vaterländische Himmelsstrich gewähren kann. Virgil hat daher in seinen vortreflichen Eclogen, wo er von der Schaafzucht redet, das Ueberwintern in Schaafställen als nöthig angepriesen, und es hat mich nicht wenig gefreut, zu sehen, wie der berühmte Engländer Martyn, der diese Gedichte mit so vortreflichen Erklärungen herausgegeben hat, sich gewendet und gedreht, um diese Stelle seinen Landsleuten begreiflich zu machen. Denn Seite 417. Note 69. sagt er: „Bei uns ist es im Winter nicht gebräuchlich, „die Schaafe im Stalle zu halten, obgleich unser Klima nicht so gelind, als jenes in Italien ist. Aber Herr Mortimer bemerkt, daß „man in der Grafschaft Glocester die Schaafe

„alle Nacht unter Dach gehen läßt.“ Martyn war Professor zu Cambridge, und es erhellet schon aus dieser Stelle, daß man übel thut, wenn man im Allgemeinen die Schaafzucht in England als Muster anpreiset, da es Grafschaften in dieser Insel giebt, wo die Schaafzucht mehr als elend ist, wie wir dieß aus den Reisen von Arthur Young wissen. — Aber jene Gegenden, die sich durch feine Wolle auszeichnen, haben diese Winterpflege bei sich eingeführt; und der berühmte Abbe' de la Plüche sagte daher schon längst in seinem Schauplatze der Natur, daß sich die Feine der Wolle in England bei dieser Winterpflege zusehends veredelt habe.

Warum man aber gleichwohl in Frankreich und Deutschland bei der ehemaligen alten Sitte verblieben ist, kann ich aus keiner andern Ursache herleiten, als weil man den künstlichen Futterbau versäumt hat, der die Grundfeste von dieser ganzen Behandlungsart ist. Denn unbekannt war diese Winterpflege nicht; und Carlier sagt ganz ausdrücklich in seinem kostbaren Werke, „daß die Einfüh-

„rung der englischen Schaafe in Frankreich kei„nen Nutzen gehabt, weil man aus Furcht des „Erkrankens sie Winters zu warm gehalten, „in Ställe eingesperrt, und dadurch die Ver„edlung der Wolle verhindert habe.“ Er preist daher, wie sein Landsmann Valmont de Bomare in seinem Dictionnaire d'Histoire naturelle, es sehr an, die Schaafe Winters in freier Luft zu erhalten, weil sonst das Schaafvieh den Krankheiten zu sehr ausgesezt sey, und die Wolle zu grob würde. Selbst an einzelnen Versuchen fehlte es nicht, und es ist bekannt, daß man zu Genneville und Aumalle in der Normandie einzelne und glückliche Versuche damit angestellt hat.

Ob nun schon diese Beweise hinlänglich sind, die Deutschen auf eine vernünftigere Winterpflege aufmerksam zu machen: so haben wir dennoch ganz Andere noch vor Augen, die auch den Ungläubigsten überzeugen müssen. Dem wahrhaft großen französischen Naturkündiger d'Aubenton wurde beinah vor zwanzig Jahren (1765) der Auftrag vom Staate ertheilt, über die in Frankreich zu verbessernde Schaafzucht Versuche

anzustellen. Diesem Auftrage haben wir die in dem Jahre 1782 zu Paris erschienene vortrefliche Instruction pour les bergers et pour les proprietairs de Troupeaux zu verdanken, die in ihrer Art ein Meisterstück ist. Dieser Naturforscher hat schon im Jahre 1769 der königlichen Akademie zu Paris seine Versuche mitgetheilt, wo er gezeigt, daß er im Winter 1767 — 1768 zwölf Schaafe den ganzen Winter aller Witterung, bei Tag und Nacht ausgesezt habe, wo sie sich bei Schnee, Regen, und einer Kälte von 14 1/2, ja von 18 Grad unter dem Gefrierpunkte des Reaumürischen Thermometers vortreflich, und viel gesünder als Jene in dem Schaafstalle befunden haben. Diese Versuche hat er hernach in stärkerer Anzahl, und zulezt bei seiner ganzen Heerde zu seinem größten Vortheile fortgesezt, und sogar seine Mutterschaafe auf dem Eise lammen, und die jungen Lämmer der nämlichen Witterung ausgesezt seyn lassen. Jeder, dem es um Wahrheit zu thun ist, muß alles das selbst lesen, was dieser würdige Gelehrte darüber herausgegeben hat, und er wird sich dann überzeu-

gen, was ein Schaaf erdulden kann. (Ich führe hier nur eine Stelle an, um meine Leser auf das Uebrige aufmerksamer zu machen. pag. 33. On a tenu un troupeau en plein air jour et nuit pendant toute l'année, sans aucun couvert, pour savoir s'il y seroit mieux que dans des étables fermées. On a fait cette épreuve près de la ville de Montbard en Bourgogne, d'abord sur une douxaine de bêtes à laine, et ensuite pendant quatorze ans, depuis 1767 jusqu'en 1781, sur un troupeau d'environ trois cens bêtes, qui n'a eu d'autre logement pendant tout ce temps qu'une basse-cour fermée de murs, où il est encore à présent. Les râteliers sont attachés aux murs sans aucun couvert; les brebis y ont mis bas; les agneaux y sont toujours restés, et toutes les bêtes s'y sont maintenues en meilleur état qu'elles n'auroient fait dans des étables fermées, quoiqu'il y ait eu pendant le temps de leur séjour à l'air plusieurs années très-pluvieuses, et des hyvers très-froids, sur-tout celui de 1776. On sçait d'ailleurs qu'en Angleterre les bêtes à laine restent en plein champ pendant tout l'hyver. Il y en

a eu dans ce pays-là qui ont passé plusieurs jour enfoncées sous la neige, et qui en ont été retirées saines et sauves.) Die Vortheile dieser Winterbewahrung sind grösser, als man sich vorstellt. Man erspart die kostspieligen Gebäude, benuzt allen Dung, da er immer auf die Stelle hinkommt, wo man ihn hinhaben will, weil man in solchen Gegenden, wo keine reissende Thiere, wie in England und in der Pfalz, sind, sie den ganzen Winter kann pferchen lassen. Doch das ist der Kleinste der Vortheile. Die Gesundheit der Schaafe, und die Güte der Wolle hängt von dieser Winterpflege ab. Was die Gesundheit anbelangt, die in den Ställen von der dumpfigten Luft so sehr angegriffen wird, darüber muß ich meine Zuhörer auf das d'Aubentonische Werk selbst verweisen, sie werden zu ihrem Erstaunen finden, welchen Unterschied ein Winterpferch und ein Schaafstall auf diese hervorbringe; aber der Gang meiner Abhandlung erfodert, daß ich mich etwas weitläufiger auf die Vortheile ausbreite, die der Winterpferch auf die Veredlung der Wolle hat.

Vergleichen wir die heißen und die kalten Himmelsgegenden miteinander: so finden wir, daß in den heißern Gegenden die schwarze, und in den kalten Gegenden die weisse Farbe die Landesfarbe sey. In den kalten Gegenden sind daher die Thiere, die bei uns eine braune Farbe haben, meist mit weissen Haaren bedeckt. Also schon der kältere Aufenthalt der Schaafe hat einen Einfluß auf die Weisse der Wolle, welches doch eine außerordentliche Empfehlung der Wolle ist, die nicht allein weisser, sondern auch zärter wird. Aber in den heißen Gegenden von Guajana, der Insel Sava, auf Madagascar, und in andern heißen Himmelsstrichen verlieren die Schaafe ihre Wolle, und bekommen statt derselben Haare, daher einige Zoologen aus den afrikanischen Schaafen eine eigene Abart machen wollten, die sich dadurch unterscheiden sollte, daß sie statt Wolle Haare haben. Hingegen findet man in den bessern Gegenden von England keine Haare unter dem Schaafviehe, das den ganzen Winter pfercht; welche Haare gleichwohl in Deutschland unsere Wolle so verunstaltet. Unsere Schaafställe, mit

ihrer widernatürlichen Wärme und Dunst, erzeugen diese Haare; überdieß machen sie die auch bleibende Wolle so dick und grob, daß sie zu feinern Tüchern ganz unbrauchbar ist. Ich übergehe, daß ein kränkliches Schaaf niemals eine so feine Wolle erzeugen kann, als ein gesundes, und ich finde also in unsern zeitherigen Schaafställen eine mitwirkende Ursache, warum Deutschland zeither eine so elende, oder doch so mittelmäßige Wolle gehabt hat. Was kann uns also bei unserer gegenwärtigen Winterpflege auch die Einführung von spanischen Widdern helfen, da wir durch die Schaafställe alles wieder verderben, was Jene auch veredelt haben könnten, wie dieß Carlier bemerkt hat.

Ich schmeichle mir, daß diese meine Bemerkungen von Veredlung der Wolle eine mehr allgemeine Aufmerksamkeit verdienen müsse; und wofern ich mich nicht sehr irre: so ist gegenwärtig der wahre Zeitpunkt in Deutschland, die Verbesserung im Allgemeinen einzuführen, da der künstliche Futterbau, die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, und er ein Gegenstand aller Derjenigen ist, denen Landeskultur am

Herzen liegt. Dennoch bin ich überzeugt, daß auf diese meine Auffoderung der pfälzische Landmann es nicht wagen wird, seine Schaafe den künftigen Winter Tag und Nacht pferchen zu lassen, selbst wenn ich ihnen sage, daß d'Aubenton marokkanische Schaafe, die kurz vorher aus ihrem heißen Vaterlande angekommen, von der Reise ermüdet, kränklich und mager waren, dennoch sogleich den Winter Tag und Nacht hat pferchen lassen, bei welcher Winterpflege sie sich nicht allein gänzlich erholet, sondern auch vollkommen wohl geblieben sind, obgleich in dem nämlichen Winter rund herum um den d'Aubentonischen Schaafpferch die in den Schaafställen zu Nachtszeit überwinterten Landesschaafe häufig krepirt sind; aber das hoffe ich, daß erleuchtete patriotische Männer, wie unser Herr Eisenhard, Versuche im Kleinen anstellen, und auf nah gelegenen Wiesen oder Aeckern Schaafe Tag und Nacht im Pferche, oder wofern ihnen die Sicherheit ihres Eigenthumes dieß nicht erlauben sollte, sie in ihrem Hofe unter freiem Himmel erhalten werden.

Vielleicht wird dieser Aufruf noch ehender Gehör finden, wenn ich eine Stelle aus einem schwedischen Magazine hier beisetze, (aus den Upfostrings - Sälskapets Tidningar. Stockholm 1781. Num. 65. 69. 71. und folg.) die in Schlözers Staats-Anzeigen, 1. Bandes, 2. Heft, S. 193. übersezt geliefert worden, und die beweiset, daß man diese nämliche Behandlungsart sogar in dem ungleich kältern Klima von Schweden für nüzlich um so ehender gehalten, da sie in den benachbarten Inseln der Ostsee, Gothland und Färo-ö beinah Landessitte ist. Diese Stelle ist folgende: „Obgleich die wollenreiche Pelze der Schaafe „beweisen, daß diese nüzlichen Thiere Kälte „und übles Wetter recht gut vertragen kön„nen; sie auch auf Island sowohl, als den eben „so waldlosen und nördlichen Färo-öern wohl „fortkommen: so ist es gleichwohl bei uns (in „Schweden), wo doch die Winter gelinder „sind, Mode geworden, sie in warme, zuge„machte, und unreinliche Ställe einzusperren, „wo sie theils das Meiste von ihrer Wolle ver„lieren, theils das Wenige, was überbleibt,

„ihnen von Heu, Schweiß, und anderem
„Schmutze verdorben wird; theils werden sie
„auch elend, und krepiren von der Krätze und
„andern ansteckenden Krankheiten. Daß allem
„diesem blos dadurch könne abgeholfen werden,
„wenn man die Schaafe das ganze Jahr hin-
„durch unter freiem Himmel und in frischer
„Luft hält, wissen Diejenige wohl, welche Ge-
„legenheit gehabt haben, die spanische, engli-
„sche, isländische und färo-öische Schaafzucht
„kennen zu lernen. Da aber der gemeine
„Mann immer schwer von alter Sitte abgeht,
„und die Verschiedenheit der Klimate vorwen-
„det; gleichwohl aber bekannt ist, daß ein
„großer Theil der gothländischen Schaafe
„nie unter ein Dach kommt: so hat die Aka-
„demie der Wissenschaften in Stockholm für
„gut befunden, um mehr Aufklärung in einer
„so wichtigen Sache zu erhalten, zween,
„die vor Ausgang des Jahres 1783 bei ihr mit
„den besten vollständigen Nachrich-
„ten von der Wartung der immer
„im Freien seyenden Gothländischen
„Schaafe, nach der auf der Insel ge-

„wöhnlichen Art, einkommen, dergestalt „zu belohnen, daß die beste Nachricht 30, und „die nachfolgende 20 Rthlr. erhalten soll.“

Was ich bis hieher gesagt, zielte vorzüglich auf die Veredlung der Schaafzucht ab, die man nicht mit großen Heerden anfänglich unternehmen kann, sondern wo man erst auf einen guten Schaafstamm denken muß, der, wenn er einmal Einzeln sich in einem Lande befindet, sich nächstdem schnell ausbreitet. Aber zur Erzielung dieses Schaafstammes gehört die Beobachtung von einer solchen Menge Begebenheiten, die zwar Einzeln betrachtet, von keiner Schwierigkeit sind, die aber dennoch alle miteinander übereintreffen müssen, wofern man seine Absicht erreichen will; daher ich immer rathe, mit einer kleinen Heerde diese Veredlung zu unternehmen. Die Auswahl deutscher Schaafe mit zarter, weisser und feiner Wolle; ordentliches hinlängliches, nicht häufiges Futter; Reinlichkeit in der Unterhaltung, und vorzüglich der Winterpferch sind allemal das Hauptsächlichste; aber das Auffinden der Schaafe mit zarter, feiner, weisser Wolle wird anfänglich

sehr schwer seyn, daher es rathsamer ist, mit einer kleinern aber mühselig ausgesuchten Heerde den Anfang zu beginnen. Zum Schlusse will ich nun noch etwas Weniges über den bessern Ertrag unserer gewöhnlichen großen Landschäferei reden.

Unsere Landschäferei ist noch ganz die Schäferei unserer alten ehrwürdigen deutschen Voreltern. Wie man heut zu Tage noch in Spanien unübersehbare Strecken von Wüsteneien den ebenfalls beinah unzählbaren Heerden von Schaafen widmet: so benuzten unsere Vorfahren des grauen Alterthumes ihre öden Felder als Viehtriften, und unter andern weideten große Heerden von Schaafen das ab, was die gütige Natur wachsen ließ. Ob sich nun gleich unser Ackerbau so veredelt hat, daß er mit jenen Zeiten nicht verglichen werden darf, wir auch in der Pferde- und Hornviehzucht die ehemaligen Landessitten meist abgelegt haben: so sind wir gleichwohl in der Schäferei beinah noch in der nämlichen Lage. Unsere Heerden von Schaafen sollen sich noch allein von der Trift ernähren; und wenn der Schaafherr bei

tiefem Schnee, wo das Feld bedeckt ist, seine Heerden füttern soll, da ist ein solch Klaggeschrei, daß man glauben sollte, der Himmel habe diese Leute mit seiner Zuchtruthe besonders heimgesucht. Da sie nun also ihren Schaafen kein Futter geben wollen: so sehen diese Unternehmer die sich verbessernde Agrikultur mit scheelen Augen an, und stehen daher, wie ich oben schon gemeldet habe, sich selbst am meisten im Lichte.

Ein Schaaf ist ein so edles Landesprodukt, als man sich es nur gedenken kann. Nichts ist an ihm, was nicht gut versilbert werden könnte; dennoch ist keines unserer Hausthiere, an dessen bessere Nutzung man weniger gedacht hätte. — Die erste Quelle einer verbesserten Schaafzucht besteht nicht in überflüßigem, aber hinlänglichem Futter. Wie ist dieß tägliche hinlängliche Futter von einer Trift zu erwarten, wo zwar in manchen Jahreszeiten ein Ueberfluß, in andern aber ein desto größerer Mangel erscheinet?

So lange also unsere Schaafherren nicht darauf denken, für ihre Heerden besondere Fut-

teräcker zu bestimmen, womit sie in jenen Zeiten aushelfen können, in welchen die Trift die hinlängliche Nahrung versagt, so lange ist in Deutschland keine veredelte Schaafzucht zu erwarten. Hier ist der große Unterschied zwischen England und Deutschland. Einem englischen vernünftigen Pachter würde es ganz unmöglich scheinen, ohne besondere für die Schaafe eigens bestimmte Klee- Rüben- oder andere Futteräcker seine Heerde das ganze Jahr zu unterhalten, er baut für sie eben so gut Futter, wie für seine Pferde, und für sein Rindvieh. Und warum sollte er es nicht thun? Sie bezahlen ihm ja durch Wolle, Fleisch, Haut u. s. w. reichlich, und bedüngen noch überdieß das Feld. Der reine Gewinnst fodert also den Engländer auf, auf seine Schaafe einen gehörigen Aufwand zu machen; und daß dieser reine Gewinn nicht idealisch sey, kann man daraus abnehmen, daß dieser Futterbau für Schaafe nicht von neuern Zeiten ist, sondern schon seit anderthalb Jahrhunderten ausgeübt wird.

Unsere neuere Oekonomen stehen zwar in dem irrigen Wahne, als wenn in England keine

Schaafe mehr auf die Weide giengen, sondern die Pferchfütterung daselbst eingeführt sey. Blättert man aber nur des Arthur Youngs Reisen durch: so kann man sich ja gleich auf den ersten Augenblick vom Gegentheile überzeugen. Wahr ist, daß auf allen eingeschlossenen Feldern aller Viehübertrieb aufgehoben, daß ein sehr großer Theil von England eingeschlossen, und daß eine Parlamentsakte alles Einschließen erlaubt, sobald zwei Drittel der Gemeinde dieß Einschließen auf ihre Gemarkung verlangt. Dann ist es abermals richtig, daß eine andere Parlamentsakte auch den Uebertrieb des Viehes auf die nicht eingeschlossenen Felder aufhebt, sobald eine Gemeinde diese Ausdehnung auf ihre Gemarkung verlangt. Aber wo diese beiden, oder eine von diesen Parlamentsakten nicht auf einzelne Gemarkungen ausgedehnt ist, da ist der Uebertrieb des Viehes, wie bei uns in Deutschland, nur daß jeder Einzelne seines eigenen Vortheiles wegen alle besaamten Felder schonet.

Allerdings würde man in Deutschland die Sache übertreiben, wenn man den Schaaftrieb auf einmal aufheben wollte. Ich wenigstens

fühle eine Abneigung gegen Alles, was sich so ganz entgegen gesezt ist, auf einmal einzuführen. Viele Hinderniße würden nicht erscheinen, wenn man planmäßig von Stufe zu Stufe zur Verbesserung fortschritte. Und viele Verbesserungen sind nie zu Stande gekommen, weil man auf einmal aus Nacht Tag machen wollte. Würde man den Schaafherren erklären, daß der vermehrte Futterbau ihr größter Nutzen sey: sie würden gewiß ihren Schäfern auf das strengste einbinden, jeden Kleeacker als ein Heiligthum zu schonen. Ihr eigener Nutzen würde viel wirksamer seyn, als alle Befehle je auszurichten vermögen. Daß dieß keine große Mühe sey, ihnen begreiflich zu machen, sieht man in den pfälzischen Aemtern, in welchen der Kleebau am stärksten zugenommen, die Sommer-Schaaftrift also sich merkwürdig verkleinert hat, und gleichwohl mehr Pacht gegenwärtig bezahlt wird, als ehemals; ja dieser Pacht bei jeder Versteigerung steigt. Schont aber der Schäfer in denjenigen Monaten alle Kleeäcker, in denen die Natur im Triebe ist: so wird der Winterübertrieb nicht so schädlich

seyn, so wie er auf den Brachäckern zu allen Zeiten nützlich ist.

Wenn ich nun hier stille stehe, um zu überdenken, worauf es eigentlich bei Veredlung der Schaafzucht ankömmt: so finde ich, daß der einzelne Unternehmer mehr bewirken kann, und daß der Staat weniger hiezu beizutragen im Stande sey. Bei dem Unternehmer beruht es auf zwei Punkten; auf kluges Benehmen, und Aufwand. Zu dem Erstern schmeichle ich mir, hier Stoff zum Nachdenken gegeben zu haben; und da es unter den Landleuten Männer von Einsicht genug giebt, unter welche vorzüglich die Bürger der Städte, die Ackerbau treiben, wie auch die begüterten Bewohner der Dörfer gehören: so bin ich lebhaft überzeugt, daß es unter diesen Mehrere geben werde, die nun auf die Möglichkeit der Ausführung spekuliren werden. Aber was den zweiten Punkt, den Aufwand anbelangt, da bin ich mehr in Sorgen, um so mehr, da ich gewiß überzeugt bin, daß alles kluge Benehmen vergebliche Mühe seyn wird, wenn man es an dem gehörigen Aufwande wird fehlen lassen.

Fleißigere Wiesenkultur, und häufigerer Anbau der Futterkräuter sind der Hauptgegenstand dieses Aufwandes, und hierin sind wir leider noch weit zurück. Wahr ist es, der Futterbau hat einen artigen Anfang in der Pfalz gewonnen, aber im Allgemeinen gesprochen, ist es doch nichts weiter, als Anfang. Unser bisheriger Wiesen-, Klee- und übriger Futterbau entspricht noch in keiner Gegend den wahren Bedürfnißen der Rindvieh- und Pferdezucht, wie solches die leztern unglücklichen Jahre nur zu auffallend bewiesen, die den Anfang einer verbesserten Viehzucht weit zurück gesezt haben. Da nun aber verbesserte Schaafzucht abermal Futterbau erfodert: so ist gewiß, daß diese Verbesserung schlechterdings nicht kann erwartet werden, wenn nicht der Futterbau vorher ansehnlich vermehrt wird. Wie sehr wäre es also zu wünschen, daß die aufgeklärten Männer unsers Vaterlandes hier ihren kurzsichtigeren Mitbrüdern mit thätigerem Beispiele vorangehen, und dadurch ihr eigenes und des Vaterlandes Wohl auf ewig gründen möchten. Ja, ich bin überzeugt, daß wir von den Triftschä-

fereien in Hemmung des Futterbaues in Zukunft weniger werden zu fürchten haben, weil es ja bewiesen ist, daß der vermehrte Futterbau die Winterweide verbessert, folglich die Schaafherren bei Vermehrung des Futterbaues am meisten gewinnen; ja sie selbst für ihre Heerden Futter bauen müssen, wenn sie anders rechnen gelernt haben, und sich nicht selbst im Lichte stehen wollen.

Indessen hoffe ich, daß selbst die Veredlung des Schaafviehes den Futterbau unendlich vermehren werde, wenn man ihren Winterpferch auf trockene Wiesen und Kleeäcker verwenden wird. Hiedurch müßte der Gras- und Kleewuchs im künftigen Jahre so befördert werden, daß allein hiedurch der Ertrag des Futters sich ansehnlich vermehren müßte. Ein solcher Pferch, wenn es gelind gefroren, oder Schnee liegt, müßte von ganz unerwartetem Vortheile seyn, und Jeden aufrichtig überzeugen, daß nur Jener reichlichen Nutzen ziehen kann, der zur rechten Zeit etwas aufzuwenden vermag.

Einige Einwendungen sind noch zu berichtigen. Viele wähnen, daß aromatische Weiden

dem Schaafviehe ersprieslich seyen, und finden hierin den Vorzug der spanischen Wolle, da es den dortigen Landesschaafen nicht an aromatischen Weiden gebricht. Daß der Wohlgeschmack des Fleisches davon abhange, ist richtig, aber gewiß nicht die Güte der Wolle. Doch finden wir hierin Warnungen, die Fütterungsart der Schaafe betreffend. Denn wenn man bei der Hordenschäferei nicht mit kluger Mäßigkeit füttert, so fürchte ich, daß die Wolle zu grob werden möge, wie wir dieß bei fettem Schaafvieh finden, dessen Wolle der Andern weit nachstehet. Also nicht die Menge von Futter, sondern eine sehr genaue Futterordnung ist hier nöthig; und eine sparsame aber sehr regelmäßige Fütterung wird der Absicht um so ehender entsprechen, weil auch das abzuschaffende Schaafvieh in kurzer Zeit fett zu füttern ist. Und in dieser leztern Zeit das Futter mit aromatischen Kräutern zu vermischen, wird den Preis des Fleisches ungemein erhöhen, und von geringfügigem Aufwande seyn.

Eine wichtige Hinderniß in der Hordenschäferei finde ich endlich im Sommer, wo das

Schaaf-

Schaafvieh in Horden eingesperrt, und der Mittagssonne ausgesezt, allerhand gefährliche Folgen zu befahren hat. Denn so geduldig die Schaafe gegen Winterkälte seyn mögen, so wenig kann ihr schwaches Gehirn Hitze ausstehen, und ein natürlicher Instinkt treibt sie an, ihren Kopf den brennenden Sonnenstrahlen dadurch zu entziehen, daß sie ihre Köpfe den Andern unter den Leib stecken, und sich dadurch Schatten verschaffen. In Spanien und Italien wandert man daher in den heißern Jahreszeiten in schattenreiche, kühlere Gegenden, und bei uns sucht der Schäfer in der Mittagsstunde den wohlthätigen Schatten der Bäume auf, um seine Heerde vor der Sonnenhitze zu verbergen. Dieß kann aber bei dem regelmäßigen Fortrücken eines Pferches nicht beobachtet werden. Entweder müßte also der Schäfer in den heißen Jahreszeiten seine Heerde zur Mittagsstunde aus dem Pferche heraus, und in den Hof des Eigenthümers, wenn dieser Schatten hat, oder unter Bäume führen; oder man könnte auch, wie ich irgendwo gelesen, besondere Schoppen, die rund herum offen, oben

aber mit einem Vordendache bedeckt sind, aufbauen, wo man gelind einstreuen, und das Vieh hinführen könnte. Die Gesundheit der Schaafe und der Dung würden diesen Aufwand schon vergüten, um so mehr, da man einen solchen Schoppen im Herbste ablegen, und vor dem Verfaulen verwahren kann.

Ich schließe meine Vorlesung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß einsichtige Landwirthe meine Vorschläge beherzigen, und zum Nutzen des Vaterlandes anwenden möchten.

Anhang zu dieser Abhandlung vom Jahre 1804.

Schon seit mehreren Jahren hatte ich die Absicht, diese Abhandlung über die Veredlung der Schaafwolle neu bearbeitet in einem eigenen Werkchen herauszugeben, hatte auch bereits den Plan dazu entworfen, und selbst den Anfang dazu gemacht; aber kälteres Nachdenken hat mich endlich hievon abgeschreckt. Die Einführung spanischen Schaafviehes, und die

hiedurch bezweckte Veredlung der Wolle ist seit einiger Zeit auf das Neue so wieder an der Tagesordnung, daß der patriotische Schriftsteller, der es wagt, seine bescheidene Gegengründe dagegen aufzustellen, im glücklichsten Falle die Vergessenheit und das Nichtachten seiner Vorschläge zu erwarten hat. Da ich auch eine Abänderung dieser Mode in meinen Jahren nicht mehr erleben werde, so will ich meinen künftigen Mitbürgern es überlassen, ihr Zeitalter hierüber aufzuklären, und will hier nur einige Bruchstücke meiner Meinung vorlegen.

1) Veredlung eines Viehstammes kann nicht durch Einführung einer ausländischen Abart bezweckt werden, sondern man muß die landessittliche Fütterung verbessern, und mittelst dieser Fütterungs-Verbesserung die Veredlung des Viehstammes sicher erwarten. Ohne diese Abänderung und Verbesserung der Fütterung fällt die eingeführte ausländische Abart selbst in Jene der Landesart zurück, und Geld und Zeit ist verloren. Durch verbesserte Fütterung aber veredelt sich der inländische Viehstamm

nicht allein von freien Stücken, sondern diese Veredlung ist bleibend, und bei jeder Generation im Zunehmen. Man muß also die Veredlung unserer Schaafwolle nicht durch Einführung spanischer Schaafe, sondern durch Einführung einer besseren Fütterungs- und übriger Behandlungs-Methode zu erzielen sich bestreben. Ich bitte hierüber meine Abhandlung über die Verbesserung der Viehzucht in diesem zweiten Bändchen S. 53. u. s. w. nachzulesen, und die daselbst aufgestellten Grundsätze auf die Schaafe anzuwenden.

Außer den großen Kosten, die die Einführung des spanischen Schaafviehes verursacht, sollte man auch das warnende Beispiel von Island nicht so gänzlich vergessen. Der um die Schaafzucht sich so berühmt gemachte Hastfer hat seinen ganzen Ruf dadurch eingebüßt, daß durch seine in Island eingeführten spanischen Schaafe eine solche Seuche daselbst entstanden ist, durch welche der größte Theil isländischer Schaafe gefallen, die doch außer dem Fischfange der größte Landes-Reichthum sind. s. Uno von Troil Briefe über Island. S. 102.

Die wahre Methode jedes Viehstandes Veredlung ist also nicht Einführung einer ausländischen Abart, sondern Fütterungs-Veredlung, bessere Behandlung und strenge Auswahl jener Thiere, die zur Nachzucht bestimmt sind.

2) Bei den Schaafen ist noch überdieß jede Veredlung der Wolle eine ganz vergebliche Erwartung, so lange man Winters die Schaafe in Schaafställe einsperrt, wenn es auch nur zu Nachtzeit wäre, welche Nächte jedoch bekanntlich im Winter sehr lange sind. Außer dem beträchtlichen Schaden des vorzüglich daherrührenden Schaafsterbens wird die Wolle immer grob bleiben; denn nur die freie Luft, die man die Schaafe Tag und Nacht genießen läßt, und vorzüglich die Herbst- und Winterkälte veredelt die Wolle. So lange man von dieser Wahrheit nicht überzeugt ist, ist jede Hoffnung einer Wolleveredlung vergebliche Erwartung. Ich will hier nur zum Ueberflusse noch zwei Beispiele anführen.

Hastfers Unterricht von der Zucht und Wartung der Schaafe. S. 63. „Ein Bauer in „der Provinz Dahl (in Schweden) und zwar

„in dem Kirchspiele, Edet genannt, ließ „seine Schaafe im Winter zwischen den Ber„gen auf der Heide weiden, am Abend ver„mißte er ein trächtiges Schaaf; und da er „es nicht finden konnte, gieng er wieder nach „Hause, in der Meinung, daß es dem Wolfe „zu Theile geworden wäre."

„Mitten im Frühlinge, nachdem das Eis „und der Schnee weggeschmolzen, weidete er „seine Schaafe eines Tages an eben dem Or„te; das verlorne Schaaf fand sich bei den „übrigen Schaafen ein, und brachte zwei recht „hübsche Lämmer mit sich, die doppelt so groß „als die zu Hause geworfenen Lämmer waren, „und deren Wolle ganz schneeweiß, auch fei„ner und länger, als der übrigen Schaafe ih„re war. Das Schaaf hatte in einer Ritze ei„nes Berges, die einen breiten Stein zum „Dache hatte, geworfen, und daselbst die Läm„mer aufbehalten. Rund um seine Wohnung „konnte man erkennen, wie es mit seinen „Lämmern geweidet, doch so, daß es sich nicht „weit von seinem Aufenthalte weggewaget; die „Weide bestand aus feinem Grase mit Heide

„vermischt: dabei waren auch etliche Birken-„stauden, und ein auf Sandgrund fließendes „Wasser. Es hatte von diesem Orte weit um „sich sehen, und so bald es ein Raubthier ent-„decket, sich in die Ritze des Berges, die eine „enge Oeffnung hatte, verbergen können."

B. Faujas-Saint-Fond Voyage in Angleterre, en Ecosse et aux Iles Hébrides; Tom. II. p. 94. „Pendent l'été et l'hiver les troupeaux habi-„tent nuit et jour, en plein air, sur les mon-„tagnes ou dans les vallées, et la grande hu-„midité du climat ne leur nuit en aucune „manière." (Insel Mull in Schottland.)

3) Aber auch die unter der ersten und zwei-ten Nummer angegebene Vorschläge zur Vered-lung des Schaafviehes, vorzüglich der Wolle, sind meines Dafürhaltens so lange vergebliche Wünsche, so lange die bisherigen Schaafwei-den ein zu verpachtendes Eigenthum des Lan-desfürsten, einer Gemeinde, oder sonst eines Einzelnen sind. So lange dieses Eigenthum der Schaafweide bestehet, werden immer große Heerden einzelner Besitzer ihr Daseyn haben, und bei solchen ausgedehnten Heerden ist keine

Veredlung möglich. Ist also die Veredlung der Schaafe und ihrer Wolle ein wirklicher Regierungs-Gegenstand: so muß Diese damit anfangen, die Schaafweiden aufzuheben, die daher rührende Gerechtigkeit in einen jährlichen baaren Zins-Ertrag zu verwandeln, und jeden Landeigenthümer zu ermächtigen, für sich so viele Schaafe zu halten, als seine Umstände es erlauben, so wie er das Recht hat, jeden andern Viehstamm als sein Eigenthum zu besitzen. Daß die Schaafe ein Privateigenthum von Bauern seyn können, ist eigentlich nichts Unerhörtes. Ich führe unten einen Brief des französischen D. Rathes Fliesen an, der diese Sitte in seiner Gegend deutlich angiebt, hätte auch dieses Beispiel aus andern Orten beträchtlich vermehren können, wenn ich mich hierüber in einen Briefwechsel hätte einlassen wollen.

„Lautern den 24. April 1802. 1) Nicht allein zu Morlautern, sondern auch in allen Gemeinden des ehemaligen Gerichts Waldfischbach, nämlich zu Waldfischbach, Heiltersberg, Schmalenberg, Geiselberg und Schopp, ferner auch in allen Gemeinden, so auf der sogenann-

ten Landstuhler Höhe gelegen sind, ist es Sitte, daß die Schaafweiden von den Gemeindsgliedern, je nachdem sie begütert sind, gemeinschaftlich benutzet werden.

2) Während dem Sommer werden die Schaafe des Nachts im Pferche gehalten, im Winter aber des Nachts eingetrieben, wo sodann jeder Bauer seine eigene Schaafe in einem Stalle, oder in der Scheuer aufbewahrt, und zur Zeit, wenn viel Schnee liegt, besonders füttert.

3) Das Füttern geschiehet Morgens und Abends mit gutem Heu; wohlhabende Eigenthümer aber wollen behaupten, daß eine kleine Handvoll Haber den Schaafen zuträglicher sey, als dürres Futter, welches von den muntern Schaafen meistens unter die Füße getreten und verdorben wird, ehe das schwache und langsame Vieh beikommt, wodurch dieses um desto mehr Noth leidet. Der Haber wird in lange schmale Tröge vertheilet, so daß jedes Schaaf seinen Antheil ordentlich erhält. Wenn die Schaafe nur bei Tage ein wenig Weide finden, so bekommen sie kein Heu, und meistens nur ganz wenig Haber, wobei sie am besten gedeihen.

4) Die Schaafe werden meistens in hohe und lüftige Ställe oder in Scheuern eingesperrt; wenn solche zu viel zusammen gedrängt, oder in einen niedrigen Stall eingesperrt werden: so verlieret die Wolle nicht allein durch den Schweiß einen Theil ihrer Güte, und weißen Farbe, sondern die Gesundheit der Schaafe leidet auch Noth. Man will aber auch Erfahrung haben, daß Schaafe in sehr kalten Wintern schon erfroren sind, deßwegen werden solche zu Winterszeit während der Nacht auch nicht unterm freien Himmel gelassen."

Fliesen.

Ich habe diesen Brief hier eingerückt, um durch selbigen zu beweisen, daß es in der ehemaligen Pfalz Gegenden gegeben habe, wo die Bauern Eigenthümer von Schaafen gewesen waren, und noch sind. Gewiß werden Manche, bei denen dieß auch üblich ist, lächeln, daß ich so etwas historisch bekannt mache; aber diese muß ich bitten, sich zu überzeugen, daß es gar viele Andere giebt, die an dieser historischen Wahrheit schlechterdings zweifeln, besonders Jene, die die Kunst verstehen, durch

Pachtungen von Schaafweiden zum großen Nachtheile ihrer Mitbürger sich zu bereichern, und ein häßliches Monopolium auszuüben. Uebrigens scheint dieß Recht der Bauern, Schaafe für sich zu halten, in der Kurmark häufig zu seyn, wie dieß aus den Abhandlungen 2ten Band des Baron von la Motte erhellet, aus welchen Beckmann in seiner physikalisch-ökonomischen Bibliothek Band 18. S. 590. folgenden Auszug uns mittheilt. „In der Kurmark sind die Bauern nicht durchgängig berechtiget (folglich doch in der größten Zahl) „Schaafe zu halten, und Friedrich der Große hat ihnen dieß Recht gewünscht, aber nicht verschaffen können." Aus dieser lezten Stelle sieht man deutlich, wie sehr die Eigenthümer von Schaafweiden und deren Pächter alles aufbieten, um den Bauern das Recht streitig zu machen, eigene Schaafe zu halten. Um desto mehr ist es den Grundsätzen einer großen und erlauchten Regierung würdig, hier durchzugreifen, und jedem Landeigenthümer das ihnen unbezweifelt zukommende Recht zuzusichern, eigene Schaafe halten zu dürfen.

Ob ich nun das ganze Benehmen der Lauterer Schaafeigenthümer nicht durchaus billigen kann: so sieht man doch aus ihren Beispielen, wie sehr sich die Schaafzucht veredeln müßte, wenn jeder Landeigenthümer Schaafe halten würde; denn die hier eingeführte Winterfütterung hat doch gewiß für Jener unbestreitbare Vorzüge, die mit großen Heerden besorgt wird. Auch verwahrt man daselbst zur Nachtszeit die Schaafe in hohen lüftigen Ställen, oder gar in Scheuern, so bei der geringen Zahl der Schaafe der einzelnen Bauern eine hohe Verbesserung, und gar nicht mit den Schaafställen großer Heerden zu vergleichen ist. Daß die Schaafe in der Lauterer Gegend in sehr kalten Wintern erfroren seyn sollen, ist eine Sage, die allen Glauben verliert, wenn man damit den Winter-Aufenthalt der Schaafe in freier Luft in Island, auf der Insel Faro-ö und in Schottland damit vergleicht, wodurch sich diese Sage von selbst widerlegt. Die Gewohnheit, Schaafe Nachts in Scheuern einzusperren, scheint mehr wegen Privatsicherheit statt zu finden. Jedoch ist es sicher, daß Schaafe mit

grober Wolle weniger Kälte vertragen können, als die feinwolligten, weil die grobe Wolle lockerer, die feine Wolle aber dichter auf dem Felle aufsteht, leztere also ungleich besser vor der Kälte verwahrt, als die grobwolligte. s. Hastfers Unterricht von der Zucht und Wartung der Schaafe. S. 33.

4) Dieß Aufheben der Schaafweiden ist auch ein wahres Bedürfniß, und ein Opfer, das der Staat der Menschheit darzubringen verbunden ist. Denn in manchen Staaten hat dieß höchst drückende Recht der Schaafweiden manchen Biedermann zum Auswandern genöthiget. Um durch einheimische Beispiele nicht zu beleidigen, will ich nur die neuere Erfahrung anführen, nämlich daß die jährlich in Schottland wachsende größere Anzahl der Schaafe, das zum Erstaunen häufige Auswandern der Schottländer nach Amerika jüngsthin hervorgebracht habe, von denen der größte Theil dieser Unglücklichen auf den Schiffen zu Grunde gegangen, wie dieß leider der gewöhnliche Fall Jener ist, die durch Seelenverkäufer nach Amerika gelockt, und verführt werden. Und doch sollte der Mensch mehr

begünstigt werden, als die Schaafe. Auch ist ein mit wahrer Sachkenntniß betriebener Ackerbau dem Staate ungleich nüzlicher, als diese den Ackerbau unterdrückenden Schaafweiden.

Es ist also eine äußerst wichtige Staatsaufgabe, wie es klüglich eingerichtet werden möge, daß Ackerbau und Schaafzucht nebeneinander gedeihen können, und Beide blühend werden möchten. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß diese Staatsaufgabe nur dadurch aufgelöst werden könne, nämlich wenn jeder einzelne Ackerbesitzer auch der Eigenthümer von Schaafen ist. Die Wolleveredlung wird auch dann viel sicherer gedeihen, weil dieß Geschäft, unter Mehrere vertheilt, besser besorgt werden kann, als es bei großen Heerden möglich ist.

5) Bei dieser Freiheit der Bauern, Schaafe eben so gut halten zu dürfen, wie anderes Vieh, und bei der gänzlichen Aufhebung aller Schaafweiden, und statt derselben Erhebung eines jährlichen Zinses, ist es doch Bedürfniß, die Einwohner über das Schaafhalten gründlich zu belehren, und sich hiezu der Landkalender fleißig zu bedienen. Denn nur in der

Nachbarschaft von Städten ist es wahrer Vortheil, des Fettmachens der Hämmel sich zu befleißigen, weil nur daselbst fette Hämmel mit wahrem Nutzen verkauft werden können. Gegenden aber, die von großen Städten entfernt liegen, können nur die Nachzucht der Schaafe mit Vortheil betreiben. Und hier ist es, wo man die Verbesserung der Schaafwolle von Generation zu Generation zu hoffen und zu erwarten hat. Da hierauf Alles aukommt, so wäre zu wünschen, daß Geistliche und Landbeamte von dieser Wolleveredlung nicht allein hinlänglich und gründlich unterrichtet wären, sondern daß sie selbst mit gutem Beispiele auch vorangehen möchten.

Hiedurch wird nun auch die Frage entschieden, ob die Engländer den Nutzen der Schaafe durch das Fettmachen, oder durch die Verfeinerung der Wolle zu erreichen sich bestreben, s. Beckmanns physikalisch-ökonomische Bibliothek. XX. S. 284. Um London herum wird es keine Frage seyn, durch das Fettmachen der Hämmel und der Schaafe die Weide höher zu benutzen, als wenn man auf die Verfeinerung

der Wolle allein Rücksicht nehmen wollte. Uebermäßig fettes Hammel- und Schaaffleisch kauft die ärmere Klasse der Londner Einwohner häufig, weil das Schaaffett wohlfeiler ist, als der Speck, beide Fettarten aber der schwer arbeitenden Menschenklasse daselbst Bedürfniß seyn sollen. Ueberdieß theilt der Londner Mezger einen Hammel oder Schaaf in neun verschiedene Abtheilungen, und jede dieser neun verschiedenen Fleisch- und Felttheile haben ihren besondern Preis. Wo ist dieß Alles in Deutschland anwendbar, wo alle große Städte von Deutschland zusammen gerechnet, keine so große Bevölkerung aufweisen können, als die Stadt Londen allein hat. Was also um Londen herum von großem Nutzen seyn kann, ist auf Deutschland nicht anwendbar, nicht einmal bei Wien, Berlin, Hamburg, und einigen andern großen deutschen Städten, selbst auch weil die Volkssitten von Londen und den deutschen Städten sehr verschieden sind.

Bei dieser Lage der Sache kann es also in Deutschland unmöglich von Nutzen seyn, der Nachzucht jener Schaafe sich zu befleißigen, die

sich leichter fett füttern lassen, wie dieß ein Hauptgegenstand der Londner Pächter ist, sondern die Hauptrücksicht der Deutschen muß die Veredlung der Wolle seyn. Mezger und Jene, die Hämmel und Schaafe zum Consumo der Städte fett füttern wollen, kaufen diese um den Zeitpunkt des Fettmachens in jenen entfernten Gegenden, die sich der Nachzucht befleißigen; und so werden beide Gegenstände, Verfeinerung der Wolle und Fettmachen, miteinander verbunden, das Geld zirkulirt im Lande, Schaafe werden auf den höchsten Ertrag benuzt, und Manufakturen von feinen Tüchern entstehen von freien Stücken im Lande.

VI. Einige Fragmente über die Vergleichung des Kartoffel- und Kleebaues.

Vorbericht.

Der ehemalige beständige Sekretär der ökonomischen Gesellschaft, Herr Joh. Jakob Krämer,

hat in den so oft genannten Bemerkungen Jahrgang 1771. eine Abhandlung von einigen Fehlern bei der Landwirthschaft, besonders in dem Kurpfälzischen Oberamte Lautern, S. 338. herausgegeben, wo er unter andern auch über den häufigen Kartoffelbau dieser Gegend S. 373. u. s. w. seine Bemerkungen mitgetheilt hat, und den Nachtheil zu zeigen bemüht war, der erfolgen soll, wenn man die Kartoffeln zu übermäßig anpflanzt. Ich habe S. 393. Anmerkungen zu dieser Abhandlung beigefügt; und da beim Schlusse dieses zweiten Bändchens noch etwas Raum übrig bleibt: so habe ich geglaubt, selbigen nicht besser benutzen zu können, als wenn ich dasjenige hier beifüge, was ich über den Kartoffel- und Kleebau damals habe abdrucken lassen.

Was der Verfasser von dem Kartoffelbaue sagt, verdient gewiß die reiflichste Ueberlegung ächter Oekonomen. Erfahrungen, die sich auf gründliche Berechnungen stützen, können hier allein entscheiden. Wahr ist, sie sind ein Mo-

debau, dem der Bauer sich blindlings ergiebt. Daß aber fette Aecker ihnen nicht nöthig seyn sollen, wird Niemand glauben. Es ist wahr, verschiedene unserer Mitglieder haben beobachtet, daß sie in frisch gedüngten Aeckern kleinere, und in der Malterzahl wenigere Kartoffeln, als in andern Aeckern erhalten haben, wo sie als die zweite Frucht gebauet worden sind. Aber auch diese Erfahrungen scheinen Wiederholungen zu bedürfen, indem vielleicht durch Nebenumstände Anlaß dazu gegeben worden ist. So viel ist gewiß, die Kartoffeln erschöpfen den Boden, und dieß ist allgemein bekannt, folglich müssen sie zu ihrem Wachsthume einen kräftigen Boden erheischen, sonst würden sie nicht erschöpfen.

Aber sonsten sind noch mehrere Gründe vorhanden, die dem zu häufigen Kartoffelbaue nicht günstig sind. Ihr Kraut ist, die Düngung ausgenommen, zu Nichts nutze, und dieß hat der Verfasser zu bemerken übersehen. Herr Geheime Rath Reinhard, und nach ihm unser würdiges Mitglied, Herr Geheime Rath Kayser, führen gar an, daß das Kartoffelkraut,

zur Fütterung verwendet, schädlich sey, und ich habe diesen Herbst 1771 noch die Erfahrung gehabt, daß ein ganzer Stall Rindvieh davon den Durchlauf bekommen, da es nur dreimal damit gefüttert worden ist; auch weiß ich von bewährten Zeugen, daß sich diese und andere schädliche Wirkungen allemal ereignen.

Berechnet man nun, daß dieser Kartoffelbau allerdings kostbar ist, theils wegen der vielen Handarbeit, theils weil er den Acker erschöpft: so möchte es wohl leicht zu entscheiden seyn, daß er als Viehfutter ehender schädlich als nützlich, und mit dem Kleebaue in keine Vergleichung zu stellen sey. Der Kleebau erfodert beinahe keine Handarbeit, der Kartoffelbau eine übermäßige Handarbeit. Das Kleeheu läßt sich überall und lange Jahre aufheben, die Kartoffeln hingegen erfodern schon Sorgfalt, und zum Aufheben eine warme Gegend, oder wenigstens eine solche, in welche der Frost nicht hindringen kann. Ueberdieß müssen die Kartoffeln, wenn sie ein Jahr alt sind, weggeschafft worden und verbraucht seyn, weil sie alsdann auswachsen und zu Grunde gehen, weß-

wegen sie nach dem Hornung oft mit großem Nachtheile verkauft, oder gar weggeworfen werden müssen. Ueberdieß erschöpfen die Kartoffeln den Boden, der Kleebau bereichert den Boden. Ist nun dieser Saz endlich noch richtig, daß die Kartoffeln das Vieh nicht so gut nähren, als der Klee: so wäre es vielleicht entschieden, daß sie, als Viehfutter zu bauen, wahrer Verlust seyen.

Wenigstens ist das richtig, daß das Oberamt Lautern nach richtigen Bevölkerungslisten seit dreisig Jahren wenigstens in einem Stillstande ist, und daß es einen Ueberfluß an öden und verlassenen Aeckern habe. Auch ist es richtig, daß in ganz Kurpfalz der Kartoffelbau nirgends so überschwenglich häufig ist, als eben hier. Wir sehen also, daß der im Uebermaaße getriebene Kartoffelbau den Wohlstand der Unterthanen gar nicht verbessert habe, im Gegentheile sind hier in diesem Oberamte (1771) gewiß die ärmsten Unterthanen. In dem Oberamte Moßbach hingegen war die Kellerei Hilsbach und die Kellerei Lohrbach eben so armselig. Aber seit zehen Jahren, da sie den Kleebau ergriffen, haben sich diese Gegenden zusehends erholt; sie haben wenig oder keine öden Felder mehr, und der Unterthan, der ehemals seinen Unterhalt kaum armselig hatte, hat nun seine schöne Stallfütterung, lebt wohl, und erlöset aus Früchten und Vieh häufiges Geld. Das Oberamt Lautern ist also bei seinem häufigen und übertriebenen Kartoffelbaue diese ganze Zeit über arm geblieben, hingegen haben

sich die Unterthanen der Kellereien Hilsbach und Lohrbach in zehen Jahren bei dem Kleebaue zusehends bereichert. Ich nehme mit Fleiß die glücklichen Gefilde der Pfalz hier nicht zu Beispielen, sondern vergleiche einerlei Gegenden miteinander.

Nach allen Ueberlegungen würde also vielleicht der Schluß dahin ausfallen können, daß man den Kartoffelbau einschränken, und dem Bauern anrathen müsse, nicht mehr zu pflanzen, als er für sich und seine Kinder und Gesinde verspeiset. Für sein Vieh wird er mit größerem Nutzen Klee bauen, und durch den Neubruch eine Quelle des Vortheiles finden, den ihm der Kartoffelbau nie darreichen wird.

Inhalt des ersten Bändchens.

(Sowohl in dem ersten als in diesem zweiten Bändchen sind die ehemaligen Noten eingeklammert in den Text aufgenommen worden. Die ebenfalls neu hinzu gekommenen und bei jeder Abhandlung besonders angemerkten Anmerkungen sind alle mit der Jahrzahl 1804 bezeichnet.)

Seite

I. Stadt- und landwirthschaftliche Beobachtungen, bei einer kleinen Reise im Jahre 1772 gesammlet. 1

Bemerkungen Jahrgang 1771. S. 174 bis 337.

Seite

S. 7. Hackwaldung, ein Theil der Schlag= wirthschaft.
— 37. Heidelberger Seidenmanufaktur und sämtliche Maulbeer = Plantagen in der Pfalz sind eingegangen.
— 38. Heidelberger Zizmanufaktur ist eingegangen.
— 41. Neue Bestimmung des Heidelberger Schloßgartens.
— 55. Blühende Krappfabriken in der Pfalz.
— 91. Ankorische Ziegen sind nach Baiern verpflanzt.
— 110 bis 118. Ueber die englische Landwirthschaft.
— 140 bis 143. Die Käserthaler Rhabarbera=Plantage ist eingegangen. Künstlich erzogene Apothekerpflanzen sind schädlich.

II. Ueber die Rebenstöcke an Häusern und an Bäumen. 144
Bemerkungen Jahrgang 1770. Erster Theil. S. 256 bis 292.

S. 161. Bestätigung der ehemaligen Erfahrung. Traubenstöcke an Hopfenstangen.
S. 176. Ueber die Traubenreife, die zu einem guten Weine erfoderlich ist. Anwendung dieser Methode, Traubenstöcke zu ziehen, scheint vorzüglich für jene Gegenden anwendbar zu seyn, in denen der Weinstock bisher nicht gedeihen wollte.

Seite

XI. Von der Stallfütterung in der ehemaligen Kurpfalz 181
Bemerkungen Jahrgang 1772. S. 224 bis 284.
S. 181 bis 185. Vorbericht.
— 233 bis 242. Anhang von 1804.

Inhalt des zweiten Bändchens.

I. Ueber die blos praktischen Beispiele. . 3
Bemerkungen Jahrgang 1773. S. 210 bis 259.
S. 42 bis 53. Anmerkungen von 1804.

II. Ueber die Verbesserung der Viehzucht. 53
Bemerkungen Jahrgang 1775. S. 212 bis 249.
S. 81 bis 112. Anmerkungen von 1804.

III. Von dem Baue der süßen Pomeranzenstaude. 113
Bemerkungen Jahrgang 1776. S. 199 bis 256.
S. 157 bis 166. Anmerkungen von 1804.

IV. Wie kann elender Ackerbau einer Gemarkung nach und nach in einen bessern verwandelt werden. 166
Bemerkungen Jahrgang 1782. S. 232 bis 336.

V. Ueber die Veredlung der Wolle, vorzüglich durch Winterpferchung der Schaafe. 244
Vorlesungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Erster Band. S. 339 bis 376.
S. 290 bis 305. Anhang von 1804.

VI. Einige Fragmente über die Vergleichung des Kartoffel- und Kleebaues. 305
Bemerkungen Jahrgang 1771. S. 395 bis 400.
S. 305 bis 306. Vorbericht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Medicus, Friedrich Casimir,

Oekonomische Abhandlungen

Bd.: 2

Leipzig (1805)

Oecon. 1208 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297570-0